

Biblioteka
UMK
Toruń

405787

31

Jagen
aus
Rügen



Jagen aus Rügen

31

1873/1874

Bagem

and

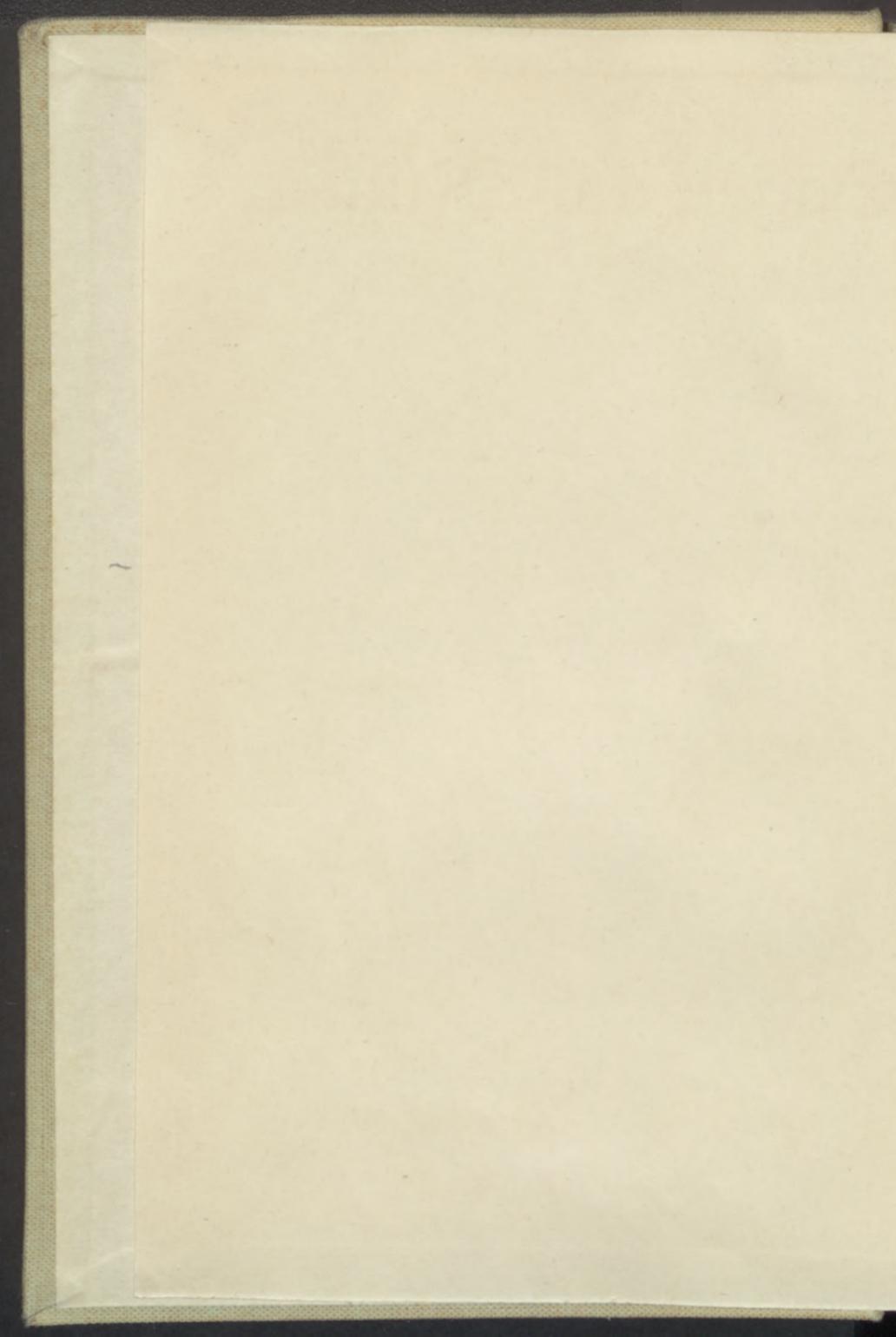
Bagem

130

Sagen aus Rügen

Herausgegeben von
Prof. Dr. Carl Blumhagen

Verlag von H. W. Meyer, Berlin



20728

Sagen aus Rügen

Eingeleitet von
Prof. Dr. Karl Plenzat

Hermann Eichblatt Verlag / Leipzig

Eichblatts Deutsche Heimatbücher
herausgegeben von Prof. Dr. Karl Plenzat, Königsberg i. Pr.

82/83

Einband und Zeichnungen von Hanns Langenberg

21. D. p. 46/1946

405 787



1942. 1307

Druck von Julius Abel & Co. m. b. H., Greifswald

[1935]

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Zum Geleit	5
I. Von Wod und Hertha	
1. Halt den Mittelweg!	7
2. Der wilde Jäger und die Seejungfrau . . .	10
3. Der Burgwall am Hertha-See	10
4. Der hungrige Hertha-See	12
II. Von den Göttern der Wenden	
5. Swantewit in Arkona	12
6. Die Götter in Charenza (Barz)	16
III. Von Ridelmännern, Seejungfern und Klabaubern	
7. Der Ridel im Hertha-See	18
8. Die Seejungfern bei Mönchgut	18
9. Schiffer Gau und sein Puf	19
IV. Von Zwergen und Riesen	
10. Die Zwerge in den neun Bergen	22
11. Utgelohnt	24
12. Der Wechselbalg	24
13. „Bierbeen, Iop! Eenbeen kriegt di!“	25
14. Der Auszug der Unterirdischen aus Rügen .	25
15. Sagen vom Dubberworth	26
16. Hünengräber auf Rügen	28
V. Von Verzauberten und Verwünschten	
17. Die Soldaten im Wall der Herthaburg . . .	29
18. Prinzessin Swanvithe	30
19. Die schwarze Frau in der Stubbenkammer .	34
20. Die Jungfrau am Waschstein	36
21. Der Mäufeteich zu Pudmin	37

	Seite
22. Der große Jochen	39
23. Der Wiedehopf	42
 VI. Von Schätzen und Habgierigen, von Claus Störtebeker und Gödeke Michel	
24. Das brennende Geld	44
25. Der Schmied von Poseritz	46
26. Claus Störtebeker und Gödeke Michel	50
 VII. Von wirklichen und vermeintlichen Hexen	
27. Erin Wulfen	52
28. Mieskater Martinichen	58
 VIII. Von Bösen und Frommen; von Spuren im Stein und seltsamen Namen	
29. Mutter Bidden und Mutter Bidden	65
30. Die Hirtin vom Rugard	68
31. Pufbus	70
32. Der Königsstuhl	70

Der Abdruck einiger Stücke
aus Ulrich Jahn „Pommersche Volksmärchen“ erfolgt im Ein-
verständnis des Verlags Mayer & Müller G.m.b.H., Leipzig.

Zum Geleit

Wie ein schimmerndes Wunder hebt sich Rügen, Deutschlands größte Insel, aus den Fluten der Ostsee. Wer ihr zu Schiffe naht und die schneeweiß leuchtenden Kreidefelsen Jasmunds in steilem Absturz ins Meer tauchen sieht, wer sie vom Rugard bei Bergen — recht von ihrer Mitte aus — überschaut und ihre gesegneten Hügel mit Feld und Wald, die klaren sie gliedernden Wasserflächen, ihre Dörfer und Städtlein im lachenden Sonnenschein in seine beglückten Augen aufnimmt, wer von ihr aus bald hier, bald da das tiefblaue Meer sich schier endlos dehnen sieht, dem wächst sie ans Herz, und gern geht er ihrer Eigenart und der ihrer Bewohner nach.

Was Wochen lustigen Badelebens, was Wanderungen von einem Ende zum anderen, was selbst aufmerksames Achten auf Leben und Werk, Sprache und Brauch dem Fremden nicht zu geben vermögen, Einblick ins Innerste der Menschen Rügens, das können ihm ihre Sagen geben: ein Hinabsteigen zu den Wurzeln, ein Tauchen in seelische Tiefen deutscher Menschen, die an ihrer schönen Heimat hängen mit allen Fasern des Herzens — wie der größte Sohn dieser Insel, wie Ernst Moritz Arndt an ihr hing, — Arndt, der auch der erste war, der Rügens Sagen hegte und pflegte, gern und oft erzählte, von ihnen und ihren Trägern und Bewahrern Zeugnis ablegte und in den zwei Bänden seiner „Märchen und Jugenderinnerungen“ für sie warb.

Nach Arndt haben sich manche um Rügens Sagenschatz gemüht und verdient gemacht: J. D. H. Lemme, Ulrich Jahn und Alfred Haas, um nur drei ehrend zu nennen, und viel Schönes ist durch sie ans Tageslicht gekommen. Mag es treuer erzählt sein, spannender und fesselnder ist es kaum, und auch in der vorliegenden Sammlung wird der Leser leicht herausfinden, was auf den Pächtersohn aus Groß-Schorik, was auf den Ränder und Seher deutscher Volkwerdung, was auf Arndt zurückgeht, der aus Volk und Heimatboden immer wieder wirkende Kraft zog.

Unser Heimatbuch verfolgt keine gelehrten Zwecke. Es wählt aus der Fülle Rügenschers Sagen besonders eingängliche Proben und ordnet sie nicht nach dem äußerlichen und veräußerlichenden Grundsätze örtlicher Reihenfolge, sondern nach inhaltlichen Zusammenhängen. Es stellt Sagen von Wode und Hertha bewußt an die Spitze, mögen sie in der vorliegenden Form auch keinesfalls in germanische Vorzeit zurückreichen. Einige Proben aus der Wendenzeit, die freilich, an der seit der Steinzeit germanischen und dann deutschen Vergangenheit der Insel gemessen, nur eine winzige Spanne bedeutet, durften nicht fehlen. Von dämonischen Gestalten zu Zwergen und Riesen, von Verzauberten und Verwandelten führt der Gang zu Menschen, die nach der Volksmeinung mehr können als Brot essen und von deren lichtscheuem und unheimlichem Treiben besonders gern geraunt wird. Von Bösen und Frommen, von merkwürdigen Steinen und seltsamen Namen, die des Volkes schaffende Einbildungskraft umspielt, berichtet der letzte Abschnitt dieses Werkleins, das die Perle der Ostsee, das die Insel Rügen grüßt, und dem es selbst lieb wäre, als ein Gruß und eine Erinnerung an leuchtende Rügener Tage mitgenommen zu werden in Alltag und Ausgangsort.

R. P.

I. Von Wod und Hertha

1. Halt den Mittelweg!

Ihr habt wohl zuweilen von dem Wode gehört, dem wilden Jäger, der des Nachts durch Wald und Feld streunt und ruft: „Hallo! Hoho! halt den Mittelweg! halt den Mittelweg!“ Dieser war vormals vor langen, langen Zeiten ein großer Fürst im Sachsenlande, der viele Burgen und Schlösser und Dörfer und Forsten hatte. Er liebte von allen Dingen in der Welt am meisten die Jagd und lebte mehr in den wilden Wäldern als auf seinen Schlössern und war überhaupt eines jähren und wütigen Gemütes und ein rechter Zwingherr. Dieser Fürst hat, als er noch lebte, das be- gangen, was einem keiner glauben will, und was jeder für eine Fabel erklärt aus der allerältesten und allergrausendsten Heidenzeit. Ein Hirtenknabe hatte in seinem Walde einen jungen Baum abgeschält und sich aus der abgeschälten Rinde eine Schalmei gemacht. Diesem armen, unschuldigen Knaben hat der Unhold den Leib aufgeschnitten und das Ende des Gedärms um einen Baum gebunden, und nun hat er den Knaben so lange um den Baum treiben lassen, bis das Ge- därm aus dem Leibe gewunden und der Knabe tot hingefallen war, und dazu hat er gerufen: „Das ist die Schalmei, worauf du blasen sollst; das hast du für dein Pfeifen!“ Einen Bauer, der auf einen Hirsch schoß, der ihm sein Korn abweidete, hat er ohne alle Barmherzigkeit lebendig auf den Hirsch fest- schmieden und das wilde Tier so mit ihm in den Wald laufen

lassen. Da ist das geängstete Thier mit dem armen Mann so lange gelaufen und hat ihm Leib und Haupt und Schenkel an den Bäumen und Sträuchern so lange jämmerlich zerquetscht und zerrissen, bis zuerst der Bauer tot war, dann auch der Hirsch hinstürzte. Für solche greuliche Thaten hat der ungeheure Mann endlich auch seinen verdienten Lohn bekommen. Er hat sich auf der Jagd mit seinem Pferde den Hals gebrochen, welches durchgegangen und so gewaltig gegen eine Buche gerannt ist, daß es den Augenblick tot hinfiel, dem Reiter aber an dem Baum das Gehirn in tausend Stücke zerstob. Und das ist nun seine Strafe nach dem Tode, daß er auch noch im Grabe keine Ruhe hat, sondern die ganze Nacht umherschweifen und wie ein wildes Ungeheuer jagen muß. Dies geschieht jede Nacht, Winter und Sommer, von Mitternacht bis eine Stunde vor Sonnenaufgang, und dann hören die Leute ihn oft „W o d ! W o d ! H o h o ! H a l l o ! H a l l o !“ schreien; sein gewöhnlicher Ruf ist aber „W o d ! W o d !“ und davon wird er selbst an manchen Orten der Wode genannt.

Der Wode sieht fürchterlich aus, und fürchterlich ist auch sein Aufzug und sein Gefolg. Sein Pferd ist ein schneeweißer Schimmel oder ein feuerflammiges Roß, aus dessen brausenden Nüstern Funken sprühen. Darauf sitzt er, ein langer, hagerer Mann in eiserner Rüstung; Zorn und Grimm funkeln seine Augen, und Feuer fliegt aus seinem Angesicht; sein Leib ist vorübergebeugt, weil es immer im hallenden, sausen- den Galopp geht; seine Rechte schwingt eine lange Peitsche, mit welcher er knallt und sein Wild aufjagt oder auch auf das verfolgte hauet. Wütende Hunde ohne Zahl umschwärmen ihn und machen ein fürchterliches Getöse und Geheul; er aber ruft von Zeit zu Zeit drein „W o d ! W o d ! H a l l o ! H a l l o ! H a l t den Mittelweg ! H a l t den Mit-

telweg!“ Seine Fahrt geht meistens durch wilde Wälder und öde Heiden, und in der Mitte der ordentlichen Straßen und Wege darf er nicht reiten. Trifft er zufällig auf einen Kreuzweg, so stürzt er mit Pferd und Mann und Maus fürchterlich über Kopf und rafft sich weit jenseits erst wieder auf; doch auch die, welche er jagt, dürfen diesem Kreuzwege nicht zu nah kommen.

Und was für Wildbret jagt er? Unter den Tieren alles diebische und räuberische Gesindel, welches zur Nachtzeit auf Mord und Beute schleicht, Wölfe, Füchse, Luchse, Katzen, Marder, Iltisse, Ratten, Mäuse, und von Menschen: Mörder, Diebe, Räuber, Hexen und Hexenmeister und alles, was von dunklen und nächtlichen Künsten lebt. So muß dieser Bösewicht, der im Leben soviel Unglück anrichtete, es gewissermaßen im Tode wiedergutmachen. Er hält, wie die Leute sagen, die Straße rein; denn wehe dem, welchen er bei nächtlicher Weile auf verbotenen Schleichwegen oder im Felde und Walde antrifft, und der nicht ein gutes Gewissen hat! Wie mancher muß wohl zittern, wenn er sein „H o h o ! H a l l o ! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg!“ hört! Denn gewöhnlich jagt er, was er vor seine Peitsche kriegt, so lange, bis es die Zunge aus dem Halse streckt und tot hinfällt. Am strengsten ist der wilde Jäger gegen die Hexen und Hexenmeister; diesen ist der Tod das Gewisseste, wenn er sie einmal in seiner Jagd hat, wenn sie nicht etwa eine Alfranke oder eine Hexenschlinge finden, wo sie durchschlüpfen mögen, denn dann sind sie für das Mal frei. Alfranke ist ein kleiner Strauch, der im Walde steht und im ersten Frühlinge grünt und sich gern um andere Bäume schlingt und rankt und dabei oft eine Schlinge mit einer Öffnung macht, wodurch etwas schlüpfen kann. Ebenso wachsen einzelne Zweige von Bäumen oft so wundersam zusammen,

daß sie ein rundes Loch einer Schlinge gleich bilden, oft weit genug, daß ein Dohs durchschlüpfen könnte; wieviel leichter ein Mensch! Das nennt man eine Hexenschlinge oder einen Hexenschlupf; denn wann sie in der Not ein solches treffen und da durchwischen, darf niemand sie anrühren.

2. Der wilde Jäger und die Seejungfrau

Ein Fischer aus Vinz stand eines Nachts an dem Schmachber-See und wollte fischen. Da tauchte plötzlich eine Seejungfrau empor, die war halb Fisch und halb Mensch und dabei ganz nackt. Noch ganz verwundert über die seltsame Erscheinung erblickte er mit einem Male den wilden Jäger durch die Luft daher ziehen. Der legte auf die Seejungfrau an und erschoss sie, so daß sie sofort tot in die Tiefe zurücksank und seit der Zeit nie wieder gesehen worden ist.

3. Der Burgwall am Hertha-See

Auf der Insel Rügen, in dem Teile, welcher Jasmund genannt wird, nicht weit von der Stubbenkammer, findet man noch einzelne Teile, insbesondere den Wall der Herthaburg, die dort vor vielen hundert Jahren, schon zur Zeit des Heidentums, gestanden haben soll. In dieser Burg verehrten die heidnischen Rügener ein Götterbild, welches sie Hertha nannten und unter welchem sie sich die Mutter Erde vorstellten. Nicht weit von dieser Herthaburg liegt ein tiefer, schwarzer See, rund von Anhöhen und Waldung eingeschlossen, der Hertha-See genannt. In ihm badete die Göttin alljährlich einige Male. Sie fuhr dahin in einem Wagen, der mit einem geheimnisvollen Schleier bedeckt war und von zwei Kühen gezogen wurde. Nur ihr geweihter Priester durfte sie begleiten. Es wurden zwar auch Sklaven



mitgenommen, welche die Zugtiere leiten mußten, aber sie wurden, nachdem sie ihren Dienst verrichtet hatten, alsbald in demselben See ertränkt; denn wessen ungeweihte Augen die Göttin einmal gesehen hatten, der mußte sterben. Darum hat man auch keine näheren Nachrichten über den Dienst der Hertha.

4. Der hungrige Hertha-See

Man sieht oft, besonders im hellen Mondenschein, aus dem nahen Walde, da, wo die Herthaburg liegt, eine schöne Frau hervorkommen, die sich nach dem See hinbegibt, um darin zu baden. Sie ist von vielen Dienerinnen umgeben, die sie zu dem Wasser begleiten. In diesem verschwinden sie alle, und man hört nur das Plätschern darin. Nach einer Weile kommen sie sämtlich wieder heraus, und man sieht sie in großen, weißen Schleiern zu dem Walde zurückkehren. Für den Wanderer, der dies erblickt, ist das alles sehr gefährlich; denn es zieht ihn mit Gewalt nach dem See, in dem die weiße Frau badet. Und wenn er einmal das Wasser berührt hat, so ist es um ihn geschehen, das Wasser verschlingt ihn. Man sagt, daß die Frau alle Jahre einen Menschen in die Flut verlocken müsse.

II. Von den Göttern der Wenden

5. Swantewit in Arkona

Auf der nördlichsten Spitze der Insel Rügen findet man noch jetzt die Spuren der Stadt Arkona, in alten Zeiten die Hauptstadt und Hauptfestung des Landes. Sie lag auf einem steilen Berge unmittelbar am Meere. In dieser Stadt befanden sich auch der Tempel und das Bild des obersten Gottes der wendischen Rügener, Swantewit; das ganze Land

hielt sie deshalb für besonders heilig. Der Tempel stand auf einer ganz ebenen Fläche, mitten in der Stadt. Er war sehr zierlich gebaut, von außen rot angemalt und mit allerlei prachtvollem Schnitzwerk verziert. Er hatte nur eine Eingangstür, aber eine doppelte Halle, dergestalt, daß die eine die andere wie ein Ring umschloß.

In der inneren Halle stand hinter einem Vorhang das Bild des Gottes Swantewit. Es war von ungeheurer Größe und überragte bei weitem alle menschliche Leibesgestalt. Es hatte vier Köpfe auf ebenso vielen Hälsen; zwei davon waren vorwärts nach der Brust hin gerichtet, die beiden andern rückwärts, jedoch nach der Seite hin, daß einer nach links, der andere nach rechts sah. Jedes Gesicht hatte einen großen Bart, der zerzaust und zerhaut aussah. In der rechten Hand hielt der Gott ein Horn, das mit verschiedenen Metallen ausgelegt war. Es wurde von dem Priester alljährlich mit neuem Met gefüllt, aus dem er den Segen des neuen Jahres weißagte.

Nahe bei dem Bilde hingen Sattel, Zaum und Schwert des Gottes. Das Schwert war von ungemeiner Größe; Gefäß und Scheide waren von Silber. An den Wänden hingen Geschenke von Gold und Silber, welche dem Gott von nah und fern dargebracht wurden.

Weil Swantewit als Gott des Sieges und der Fruchtbarkeit galt, versammelte sich das Volk alljährlich nach der Ernte vor dem Tempel zum Opfern und zum Opferschmause. Wenn nun an dem Tage des Festes das Volk versammelt war, dann besah der Oberpriester zuerst das Horn des Gottes und weißagte aus dessen Inhalt. War es nämlich noch voll von dem im vorigen Jahr hineingegossenen Met, so bedeutete dies ein bevorstehendes fruchtbares Jahr, fehlte hingegen etwas von dem Met, so waren Leuring und Hungersnot zu erwarten. Der Inhalt wurde dann als Opfer

vor die Füße des Gottes gesprengt, das Horn mit frischem Met gefüllt und der Gott um Segen für das Land angefleht. Darauf ging alles auseinander, mit fröhlichen Gelagen und Schmausereien wurde der Tag beschlossen.

Der Gott Swantewit hatte ein besonderes, ihm geheiligtes Pferd. Es war groß und von schneeweißer Farbe. Niemand durfte es berühren als nur der Oberpriester, der es auch allein fütterte. Auf diesem Rosse zog der Gott zuweilen des Nachts ganz allein gegen die Feinde des Landes und Glaubens aus und verfolgte und tötete sie. Denn oft fand man des Morgens das Pferd mit Staub und mit Schweiß bedeckt, so daß es einen weiten Weg zurückgelegt haben mußte. — —

Dieser Götterdienst hatte lange auf der Insel Rügen gedauert, und das Bild Swantewits hatte dreihundertdreißig Jahre im Tempel zu Arkona gestanden, als im Jahre 1168 Bild und Dienst zerstört wurden und die christliche Religion feste Wurzeln auf der Insel faßte.

Die Rügener hatten nämlich zu der Zeit die dänische Oberhoheit, unter der sie lange gestanden, abzuschütteln gesucht. Deshalb zog König Waldemar von Dänemark mit einer großen See- und Heeresmacht vor Arkona, die Hauptstadt des Landes, um sie zu strafen.

Er belagerte die Festung mit großer Hartnäckigkeit, die Arkoner ihrerseits wehrten sich heftig. Die Stadt hatte nämlich von drei Seiten nach der See hin so hohe und steile Ufer zum Schutze, daß ihr von dort keine Gefahr drohte. Nach der vierten, der Landseite, hin hatte sie einen ebenso hohen und steilen Wall mit nur einem einzigen Thor, das gegen alle Angriffe durch einen darüber errichteten Turm geschützt war. Die Arkoner hielten sich deshalb für sicher und unüberwindlich, und da sie zudem eine gutgerüstete, tapfere Mannschaft

hatten, spotteten sie aller Mühen der Belagerer. Diese begannen schon, an einem glücklichen Ausgang des Unternehmens zu zweifeln. Da weisagte einer der Soldaten, daß die Feste am Tage des heiligen Vitus fallen würde, zur Strafe des Verrats und der Abgötterei der Einwohner, die vor langer Zeit den heiligen Vitus verstoßen und statt seiner den Götzen Swantewit angenommen hatten. Dem Soldaten wollte zwar niemand glauben, zumal da der Tag des heiligen Vitus herankam, ohne daß man irgend etwas sah, was eine Übergabe oder Einnahme der Festung hätte erwarten lassen. Aber dennoch wurde durch eine wunderbare Fügung des Himmels die Prophezeiung wahr.

Im Lager der Dänen hatte ein vorwitziger Bube, gerade am Tage des heiligen Vitus, wahrgenommen, daß sich durch Abgleiten von Erdschollen in der Verschanzung des Lores eine Vertiefung gebildet hatte, in der sich ein Mensch verbergen konnte. Leichtsininig und vorwitzig, wie er war, stieg er in die Vertiefung hinauf und entfachte dort aus Spielerei ein Feuer. Da fügte es sich, daß das Feuer den Turm ergriff, der etwas über das Lor herausgebaut war. Anfangs achtete kein Mensch hierauf. Allein auf einmal stand der ganze Turm in Flammen. Jetzt wurden beide Teile aufmerksam. Die Belagerer schickten sich an, das Feuer zu löschen. Das benutzten die Dänen, indem sie schleunigst an die Festung herandrückten und anfangen zu stürmen. Dadurch bekamen die Arkonen mit einem doppelten Feinde zu kämpfen, dem sie auf die Dauer nicht widerstehen konnten. Das Feuer nahm auf schreckliche Weise überhand. Die Dänen hatten ihnen schon früher das Wasser abgeschnitten, so daß sie nur einen einzigen Brunnen in der ganzen Stadt hatten. Es gebrach ihnen daher bald an Wasser zum Löschen, und sie mußten in ihrer Not zuletzt um Unterhandlungen bitten. So kam es zu ihrer

Unterwerfung am Tage des heiligen Vitus, wie der Soldat geweissagt hatte.

Gleich nach der Einnahme der Festung befahl der dänische König, daß das Bild des Gözen zerstört werde. Vor dem Tempel hatte sich, weil der Befehl des Königs bekannt geworden war, eine große Menge Einwohner versammelt. Sie selbst wagten es nicht, sich dem Befehl zu widersetzen, allein sie waren desto fester überzeugt, daß der Gott sich selbst schützen werde, und sie vermeinten daher, er werde sämtlichen Dänen die Hälse brechen. Die dänischen Herren jedoch griffen ihr Werk ohne Furcht mit frischer Hand an. Sie ließen die Teppiche niederreißen, mit denen der Tempel behangen war; dann gingen sie mit Arten und Beilen auf den Gözen selbst los. Er wurde unten an den Beinen niedergehauen, so daß er rücklings an die Wand stürzte. Da entsetzten sich die Rügener und glaubten, nun werde der Zorn Gottes auf einmal losbrechen. Aber das geschah zu ihrer Verwunderung nicht. Dagegen sah man in dem Augenblick, als das Gözenbild niederfiel, den Teufel in Gestalt eines scheußlichen Lieres aus dem Bilde herausfahren und durch die Fenster des Tempels entschwinden. Nachdem darauf der Göze ganz umgehauen war, wurde er an Stricken aus der Stadt ins dänische Lager geschleppt. Dort wurde er in kleine Stücke gehauen, mit denen die Soldaten ihr Essen kochten. Der Tempel wurde verbrannt.

Als die Rügener das Ende ihres Gözen gesehen hatten, ließen sie von ihrem Glauben zu ihm ab und bekehrten sich zum Christentum.

6. Die Götter in Charenza (Garz)

Außer dem obersten Gotte Swantewit verehrten die Rügener noch drei andere Götter, die aber unter jenem standen.

Diese hatten ihre Tempel in der Stadt Charenza, die heutzutage Garz heißt. Jeder dieser Götter hatte dort seinen besonderen Tempel. In dem größeren stand der Gott Rugiwit, d. h. Gott der Rügener. Er war eigentlich der Gott des Krieges. Sein Bild war aus einem ungeheuren Eichbaume gefertigt. Er hatte sieben Köpfe, die mit einem Hute bedeckt waren. Er war von mehr als menschlicher Dicke und so groß, daß einer, der sich auf den Zehen und mit einer Art in der Hand vor ihn stellte, mit der Waffe nicht bis an sein Kinn aufreichen konnte. Er war häßlich anzusehen, zumal da die Schwalben unter seinem Hute genistet und seit undenklichen Jahren mit ihrem Kote seine Gesichter beschmiert hatten. An seiner Seite hingen so viele Schwerter, als er Gesichter hatte; das achte Schwert hielt er drohend in der Hand.

In dem nächsten Tempel wurde Porewit oder Borewit verehrt, der Gott des Wetters oder des Waldes; er hatte fünf Köpfe und keine Waffen. Auch der Gott Porenut hatte einen Tempel. Er war wahrscheinlich der Gott des Donners, hatte vier Köpfe und außerdem ein Gesicht vorn auf der Brust. Mit seiner linken Hand berührte er die Stirn, mit der rechten das Kinn dieses Gesichtes.

Im Jahre 1168, nach der Eroberung von Arkona, ergab sich die Feste Charenza den Dänen, die alle Götterbilder zerstörten. An Stelle der Tempel wurde eine christliche Kapelle erbaut, die St. Marienkirche auf dem Walle. Jetzt ist von dieser wie auch von der Kapelle St. Spiritus am Jordan keine Spur mehr zu finden.



III. Von Nickelmännern, Seejungfern und Klabautern

7. Der Nickel im Hertha-See

Auf den Hertha-See auf Rügen darf niemand einen Kahn oder ein Netz bringen. Es hatten vor Zeiten einmal etliche Leute sich unterstanden, darauf mit einem Kahn zu fahren, den sie des Nachts auf dem Wasser ließen. Als sie aber am andern Morgen dahin zurückkehrten, war er fort, und sie fanden ihn erst nach langem Suchen oben auf einer Buche am Ufer wieder.

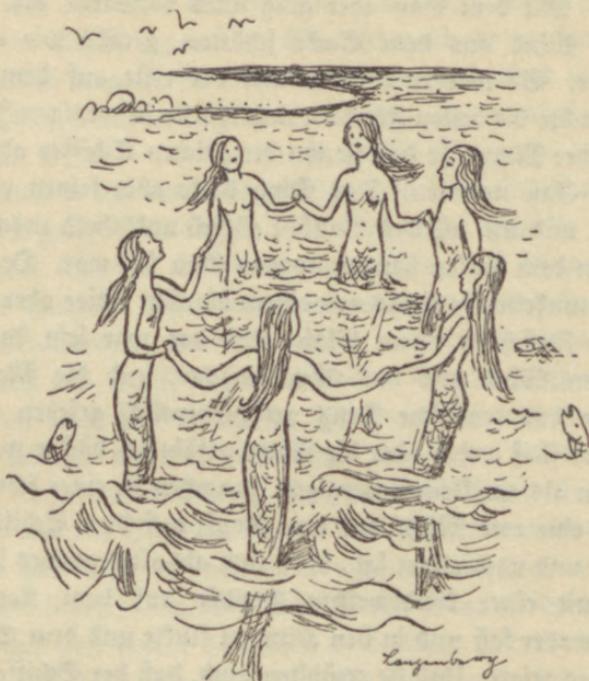
Da hatten ihn die Geister des Sees über Nacht hinauf gebracht. Denn als die Leute ihn herunterholten, hörten sie tief unten aus dem See ein Gespött, und eine Stimme rief: „Ich und mein Bruder Nickel haben das getan.“

8. Die Seejungfern bei Mönchgut

Die Seejungfern sind verwünschte Prinzessinen und nur am Oberkörper von Menschengestalt, der Unterkörper läuft in einen langen Fischschwanz aus. Um Johannis-Mittag, zwischen elf und zwölf Uhr, steigen sie an die Oberfläche der Ostsee empor, gegenüber der Küste von Mönchgut. Jede von den Jungfern hat eine zinnerne Schüssel in der Hand, mit köstlichen Speisen gefüllt. Daraus essen sie. Dann legen sie die Teller fort und beginnen ihre fröhlichen Tänze. Sie fassen einander an und wirbeln sich im Kreise herum, lachen und spielen, singen und klatschen voll Übermut in die Hände. Sobald aber die Glocke die zwölfte Stunde verkündet, sind sie wie der Wind verschwunden, um erst beim nächsten Johannisstag wieder zu erscheinen.

Mitunter sind die Seejungfern auch bis an das Ufer von

Mönchgut geschwommen und haben dann ihre Rundtänze auf dem Bredsteen abgehalten, welcher so groß wie eine geräumige Stube und auf seiner Oberfläche ganz glatt und eben ist.



9. Schiffer Gau und sein Puk

In Barth oder in Prerow in Pommern, so erzählte Schmied Mierk in Rindshagen, lebte ein Schiffer Heinrich Gau, der war der glücklichste und verwegenste Schiffer in der ganzen Ostsee. Er unterstand sich, was kein anderer Schiffer durfte, und sie sagten, er könne mit allen Winden segeln und, wenn er wollte, auch gegen den Strom. Soviel war einmal gewiß, er wagte sich heraus mitten im Winter



und in dem bösesten Unwetter und kam immer mit ganzen Masten und heilen Segeln davon, wenn die anderen Schiffe zerrissen und zersplissen in den Hafen liefen oder gar so tief vor Anker lagen, daß kein Menschenauge sie wieder zu sehen bekam. Mit dem Gau aber ging alles vorwärts, als könne er den Wind aus dem Sacke schütten, gerade wie er ihn brauchte. So war er denn immer der erste auf dem Platz und machte die besten Frachten und wurde in wenigen Jahren ein reicher Mann, so daß sie ihn den reichen Schiffer oder den reichen Gau nannten. Das Ding hatte aber seinen eigenen Haken, und um all das Gausche Glück und Geld möchte ich nicht an dem Haken hängen, woran Gau fest war. Denn die Leute munkelten so etwas von einem blanken Käfer oder einem grünen Frosch in einem Glase; und das war sein Puk, der ihm den Wind und das Glück machte, und die Matrosen wollten das teuflische Ding verschiedentlich gesehen haben, wenn es steif wehte oder die Nacht gefährlich düster war, wo es denn als ein kleines winziges Jungchen in einer schwarzen Jacke, eine rote Mütze auf dem Kopf, auf dem Schiffe herum lief und nach allem sah, oder auch als altes graues Männchen mit einer freideweißen Perücke auf dem Kopf am Steuerruder saß und in den Himmel kuckte und dem Schiffer den Weg zeigte. Und sie erzählten auch, daß der Schiffer seine blanken und grünen Teufelskameraden sehr prächtig pflegte in einem besonderen Schranke in seiner Koje, wohin kein Mensch seine Nase stecken durfte, und daß er ihnen da immer süßen Muskatwein und Rosinen und Feigen hintrug. Denn die in der bitteren und saueren Hölle wohnen, lassen sich am leichtesten mit Zuckerwerk und Süßigkeiten locken und festhalten, wenn man sie zu seinem Dienst anbinden will.

Das Glück war auf diese Weise und manchen schönen Tag mit dem Schiffer Gau auf der Fahrt gewesen, und er ver-

stand seine Geisterchen zu regieren, und sie waren ihm aufs Wort gehorsam und willig. Aber zuletzt versah er es einmal, und der Teufel entschlüpfte ihm und trieb sein böses Spiel so schrecklich, daß jeder sehen konnte, was es war. — Schiffer Gau war mit einer reichen Ladung aus England gekommen, und sein Schiff lag auf der Sundischen Reede vor Anker. Er war einen Tag in die Stadt gefahren, und Gott weiß, wie es geschah (denn sonst ging er den Tag über wenigstens dreimal an Bord) — er war in ein wüstes Gelage geraten, und sie hatten so tief ins Glas gesehen, daß Gau Schiff und Puf und die ganze Welt vergaß. So hatte unser Schiffer zwei geschlagene Tage in Stralsund vertrunken, und seine Dinger, die er hungern ließ, waren grimmig geworden, hatten die Gläser zerbrochen, worin sie saßen, und bliesen einen Sturm auf, daß das Schiff ansing, mit allen Segeln zu spielen und sich von allen Anker losriß. Die Leute, die auf der Brücke und Lastadie standen, wunderten sich (denn bei der Stadt wehte kaum ein Lüftchen), wie das Schiff sich in die Runde drehte wie ein Schwein, das zu viel Branntweinschlempe gesoffen hat. Und es entstand ein großes Geschrei, und viele Schiffer liefen herbei und auch Schiffer Gau. Er bekam flugs ein paar von seinen Matrosen und einige andere Waghälse zusammen, löste sein Boot und ließ die Riemen knarren und rief: „Frisch, Jungs, frisch! Wenn ich an Bord komme, sollen meine Kerle wohl wieder ins Loch; sie kennen mein Kommando wohl.“ Und Gau kam richtig an das Schiff, das sich immer rundum drehte, als wenn es in einem Strudel steckte. Alle anderen Schiffe rührten sich nicht, als wenn für sie kein Lüftchen wehte, und es war ein außergewöhnlich schönes Wetter. Aber der kecke Gau hatte sich diesmal zu sehr vermessen; seine Bürschchen, die wegen des langen Hungers so grimmig waren, ließen sich von ihm weder locken noch befehlen; sie

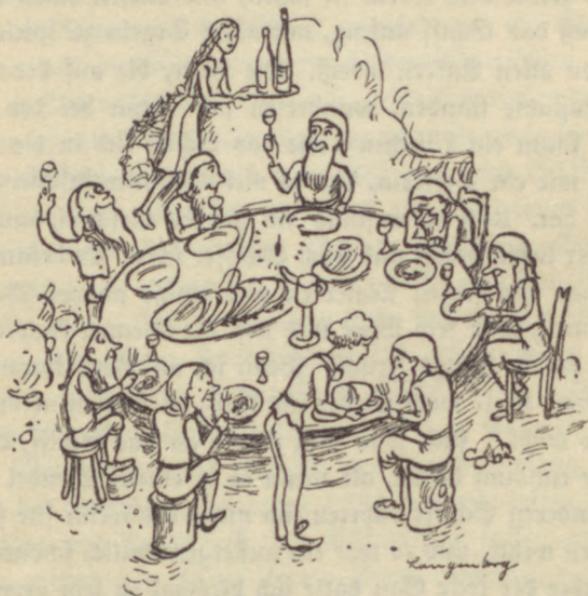
machten immer gewaltigeren Sturm und immer tollere Arbeit und drehten zuletzt so arg, daß Schiff und Schiffer mit Mann und Maus zugrunde gingen.

Zu dieser Zeit ging manches Gerede unter den Schiffern hin und her, und vielen ist wohl bang geworden; aber ich glaube, es gibt noch immer von der Sorte, die ihre kleinen Teufelchen in Schachteln und Gläsern mit an Bord nehmen.

IV. Von Zwergen und Riesen

10. Die Zwerge in den neun Bergen

Auf der Insel Rügen sind allenthalben viele Zwerge. Es gibt deren drei verschiedene Arten, weiße, braune und schwarze. Die



weißen und braunen sind gut und tun so leicht niemandem etwas zu leide. Die freundlichsten von ihnen sind die weißen.

Die schwarzen Zwerge dagegen, welche Tausendkünstler und Kunstschmiede, Zauberer und Hexenmeister sind, taugen nicht viel, sie sind voller Trug und Schalkheit, und man darf ihnen nicht trauen. Auch sagt man von ihnen, daß sie des Sommers über viel unter Hollunderbäumen sitzen, deren Duft sie sehr lieben, und daß, wer etwas von ihnen will, sie da suchen und anrufen muß.

Alle diese Zwerge halten sich besonders gern in den Bergen der Insel auf. Auch in den neun Bergen bei Ramin sind ihrer viele, aber nur braune, die in sieben, und weiße, die in den zwei andern Bergen wohnen. Sie führen dort ein lustiges Leben und haben Musik und das schöne Essen und Trinken vollauf. Sie haben auch viele Menschenkinder bei sich, denn sie lieben es, die schönsten Knaben und Mädchen den Leuten zu stehlen und sie mit in ihre Berge zu nehmen, wo sie ihnen dienen müssen.

Doch dürfen sie die Kinder nur bis zu einer gewissen Zeit behalten; denn alle fünfzig Jahre müssen sie das herausgeben, was sie bis dahin eingefangen haben. Dabei ist es nun merkwürdig, daß den Kindern, die in den Bergen gefessen haben, diese Zeit nicht voll an ihrem Alter angerechnet wird und daß keiner darin älter werden kann als zwanzig Jahre, und wenn er auch volle fünfzig Jahre in den Bergen gefessen hätte. Es kommen auf diese Weise alle wieder jung und schön an das Tageslicht heraus. Auch haben die meisten Menschen, die bei ihnen gewesen sind, nachher auf der Erde viel Glück gehabt: entweder daß sie da unten so klug und anschlätzig werden, oder daß die kleinen Leute, wie einige erzählen, ihnen unsichtbar bei der Arbeit helfen und Gold und Silber zutragen.

11. Utgelohnt!

Die Menschen sahen die Unterirdischen gern, denn sie halfen ihnen bei allen möglichen Arbeiten. Sie fütterten das Vieh und wuschen das Geschirr ab, trugen Holz und Torf zur Feuerung herbei und scheuerten die Stuben, und was solcher Geschäfte noch mehr sind. Alles dies taten sie ohne Bezahlung; wurden sie belohnt, so blieben sie für immer von dem betreffenden Gehöfte fern.

Das mußte auch einmal eine Bäuerin zu ihrem Leidwesen erfahren. Ihre tägliche Hilfe war eine kleine unterirdische Frau. Dieselbe war so fleißig, daß die Bäuerin schon lange darauf sann, wie sie dem kleinen Wesen seine mannigfaltigen Dienste vergelten könne. Nun trug die Unterirdische eine ganz zerrissene Schürze. Die Frau ließ darum eine schöne neue anfertigen und übergab sie der Zwergin als Belohnung für die viele Mühe, die sie in ihrem Dienste ausgestanden hatte. Die Folge davon war, daß sie seit dem Tage die Unterirdischen nie wieder gesehen hat.

12. Der Wechselbalg

So gerne man die kleinen Leute um ihrer Hilfe willen hatte, so sehr fürchtete man sie in anderer Hinsicht. Sie hatten nämlich die üble Gewohnheit, den Menschen die Kinder vor der Taufe zu stehlen und an ihre Stelle ihre eignen Kinder, kleine mißgestaltete Geschöpfe mit dickem Kopfe, zu legen. Waren die Kinder getauft, so konnten ihnen die Unterirdischen nichts mehr anhaben; sie durften sich an ihnen vor der Taufe auch dann nicht vergreifen, wenn an der Wiege Lichter brannten. Aus dem Grunde wird noch heutigen Tages nicht verabsäumt, bis zur Taufe die ganze Nacht hindurch brennende Lichter an der Wiege des Kindes aufzustellen.

Ein Mann hatte diese Sitte nicht beachtet; da kamen die Unterirdischen, tauschten das Kind um, und der Vater fand, als er wieder nach Hause kam, statt seines wohlgestalteten Kindes einen häßlichen Wechselbalg in der Wiege vor. Er mußte sich jedoch zu helfen. Sorgfältig paßte er auf, bis die Unterirdischen wieder einmal ihre Wohnung verließen, und ging dann schnell auf die Stelle zu, wo die Mündung der Höhle war, welche in ihr Reich führte. Darauf stieg er eilends hinab und fand auch wirklich in der Unterwelt sein Kind vor. Den kleinen Leuten mochte es lieb oder leid sein, sie mußten das gestohlene Menschenkind wieder herausgeben und bekamen statt seiner ihren häßlichen Wechselbalg zurück.

13. „Bierbeen, lop! Eenbeen kriegt di!“

Auf dem Zudar ist ein Hügel, in dem früher Unterirdische gehaust haben. Dort ritt einst spät einer vorbei, der traf die Unterirdischen, wie sie draußen am Hügel schmausten und zechten. Da bat er sich im Übermute auch einen guten Trunk aus, und sogleich brachte ihm einer vom kleinen Volke einen gefüllten goldenen Becher. Der Reiter aber schüttete das Getränk über seinen Kopf weg, gab dem Pferde die Sporen und jagte mit dem Becher als Beute davon. Da rief es hinter ihm: „Bierbeen, lop! Eenbeen kriegt di!“ Und die Unterirdischen, die nur ein Bein hatten, waren flugs hinter ihm drein. Ja, einer war schon nahe daran, das Pferd am Schweife zu fassen, als der Reiter die Zudarsche Kirche erreichte und gerettet war. Dort in der Kirche ist noch heute der Becher zu sehen.

14. Der Auszug der Unterirdischen aus Rügen

Später haben die Unterirdischen das Land verlassen. Sie sind durch ganz Rügen gezogen und haben sich vom Goldberge aus, der hinter Poseritz liegt, vom Grewitzer Fährmann

übersetzen lassen. Dieser ist dadurch zu großem Reichthum gelangt, und seine Nachkommen sind noch bis auf den heutigen Tag vermögende Leute. Zu ihm also kommt eines Abends ein kleiner Mann und bestellt ihn zum Überfahren. Da hat er denn die ganze Nacht fahren müssen und doch nicht gesehen, was er überbrachte, sondern nur die Last in der Fähre gefühlt, daß das Boot tief hineinsank. Als das letzte Boot voll hinüberfährt, fragt ihn der kleine Mann, ob er einen Scheffel Geld haben oder kopfweise für seine Arbeit bezahlt sein wolle. Der Fährmann wählt den Scheffel Geld. Dann fragt ihn der Kleine wieder, ob er auch wohl wissen möge, was er gefahren, und als er das bejaht, setzt der Mann ihm seine Mütze auf. Da sieht der Fährmann das ganze pommerische Ufer wimmelnd von Unterirdischen und erfährt von seinem Begleiter, daß sie alle Rügen verlassen, da für sie kein Segen mehr im Lande sei, seit die Menschen angefangen haben, Brot und Getreide zu bekreuzen. Von da an nämlich haben die Unterirdischen nicht mehr darankommen können.

15. Sagen vom Dubberworth

An der Südseite des Fleckens Sagard auf der rügenschen Halbinsel Zasmund findet man ein ungeheuer großes altes Riesengrab, der Dubberworth geheißten. Es hat einen Umkreis von 170 Schritten und ist 16 Ellen hoch. Oben ist es mit allerlei Strauchwerk und mit Dornen bewachsen. In den Büchern heißt es zwar, unter diesem Dubberworth sei eine Riesin begraben, und ein anderes Riesenweib habe ihr dieses Grab errichtet, indem sie Erde und Steine dazu ganz allein von der Stubnitz über eine halbe Meile weit hergetragen habe. Allein die Leute in Sagard und ganz Zasmund wissen es besser, wie der Dubberworth entstanden ist. Es wohnte nämlich vor urdenklichen Zeiten auf Zasmund ein mächtiges

Riesenweib, unter deren Botmäßigkeit die ganze Halbinsel stand. Die hatte sich in einen Fürsten von Rügen verliebt und trug sich ihm zum Gemahl an. Der rügensche Fürst aber wollte nichts von ihr wissen und gab ihr einen Korb. Darüber geriet die Riesin in einen schrecklichen Zorn, und sie berief alle ihre Kriegersleute zusammen, um den Fürsten zu zwingen, daß er sie heirate, oder sein ganzes Land zu verwüsten. Weil sie nun aber befürchtete, über die Meerenge zwischen Jasmund und Rügen, bei der Liezower Fähre, mit ihrem Kriegsvolke nicht geschwind genug hinüber kommen zu können, so beschloß sie, diese auszufüllen, so daß sie einen breiten und bequemen Übergangsweg hätte. Zu dem Ende ging sie zur Stubnitz und lud allda ihre ungeheure Schürze voll Erde und Steine. Als sie damit aber bis in die Gegend von Sagard gekommen war, da riß auf einmal ein Loch in die Schürze, und aus ihm fielen so viel Erde und Steine heraus, daß davon sofort der große Hügel entstand, der jetzt der Dubberworth heißt.

Die Riesin hatte sich dies Unglück zwar noch nicht verdrießen lassen und war weitergegangen bis zur Liezower Fähre. Allein hier war ihre Schürze ganz zerrissen, und von dem Herausgefallenen entstanden die Hügel, die man in der Nähe der Fähre sieht. Das sah sie denn doch für ein böses Zeichen an, und sie stand nun von ihrem Vorhaben ab.

*

Anderer erzählen die Sage so:

Ein Riesenmädchen sprach zu sich: „Ich will mir eine Brücke nach Rügen machen, damit ich übers Wässerchen gehen kann, ohne mir meine Pantöffelchen zu netzen.“ Sie nahm eine Schürze voll Sand, ans Ufer eilend. Aber die Schürze hatte ein Loch, und hinter Sagard lief ein Teil der Ladung aus

und bildete einen kleinen Berg, namens Dubberworth. „Ach“, sagte das Hünenmädchen, „nun wird die Mutter schelten“, hielt die Hand unter und lief, was sie konnte.

Die Mutter schaute über den Wald: „Unartiges Kind, was machst du, komm nur, du sollst die Rute haben.“ Da erschrak die Tochter, ließ die Schürze vollends gleiten, aller Sand ward umher geschüttet und bildete den dürren Hügel bei Liezow.

16. Hünengräber auf Rügen

Man findet wohl nirgends so viele und so große Hünengräber wie auf der Insel Rügen. Sie sind theils von ungeheuren Steinen aufgebaut, die einen Umfang haben, daß Menschen von gewöhnlichen Kräften, und wenn deren auch noch so viele sich zusammengetan hätten, sie nicht hätten aufrichten können. Sie sind theils von bloßer Erde, aber dann so groß, daß sie wie kleine Berge aussehen. Man glaubt daher auch nicht, daß sie von Menschenhänden errichtet sind; vielmehr wissen die Leute auf Rügen, daß die großen Riesenweiber, von denen in der Heidenzeit die ganze Insel bewohnt gewesen ist, sie aufgebauet haben. Auf solche Weise sind namentlich entstanden:

Der Steinsatz bei Muckrahn auf Jasmund. Er liegt links von dem genannten Dorfe am Wege nach dem Darß in und nach dem Dorf Krampatz; er liegt ganz genau von Osten nach Westen, besteht aus vielen Steinen und hat eine Länge von 36 und eine Breite von 12 Schritten. Eine Riesin hat hier ihre beiden Kinder begraben, die durch ihre Sorglosigkeit in der See ertrunken waren. Deshalb stehen auch am Bestende des Grabes zwei große Ecksteine, von denen der eine jetzt in die Erde versunken ist, der andere aber, der auf der Kante steht, eine Höhe von vier Ellen mißt.

Der Pfennigkasten in der Stubnitz. Er liegt im Walde,

eine gute Viertelstunde vom schwarzen (Hertha-)See. Er besteht aus mehreren großen, im Viereck zusammengefügtten Steinen, um welchen herum einige kleinere Steine aufgerichtet sind. Die Priester der Göttin Hertha haben hierher das Opfergeld gebracht, welches für die Göttin eingekommen war. Daher ist auch der Name entstanden.

Die Siegsteine bei Klein-Stresow. Dies sind mehrere Steinkegel, die gruppenweise in einer Ebene, am Fuße der Stresower Lannenhügel, nach der Seite von Dummertewitz hin stehen. Hier haben in uralten Zeiten die Mönchguter und Putbuser einen blutigen Kampf gehabt. Die Riesenweiber, welche den Siegern beigestanden, haben zum Andenken diese Steine aufgerichtet. Auf welcher Seite der Sieg gewesen, weiß man aber nicht mehr.

Der Opferstein bei Quoltitz auf Zasmund. Jenseits des Krattbuschberges auf Zasmund, am Fuße der gegenüberliegenden Quoltitzer Berge, breitet sich ein Thal aus; in dessen Mitte liegt ein einzelner grauer Stein, länglich rund, am Nordende zugespitzt und oben glatt abgeplattet. Er hat den alten Heiden zum Opfersteine gedient. Man findet noch oben auf der Platte eine querlaufende Rinne und unter ihr zwei Vertiefungen in dem Stein, von denen die Leute sagen, daß der Opferpfaffe in dieselben die Blutgrafen gesetzt habe.

V. Von Verzauberten und Verwünschten

17. Die Soldaten im Wall der Herthaburg

Früher wohnten im Dorfe Schwierenz auf Zasmund Bauern; nun ist das Dorf verschwunden, und es stehen nur noch einige Katen dort. Eines Morgens vor Ausgang der Sonne wollte ein Bauer von Schwierenz Hafer nach Bergen zum Verkauf fahren. Und als er in den Weg kam, der von

Stubbenkammer nach Nipmerow führt, stand da ein Mann und fragte, ob er nicht ihm seinen Hafer verkaufen wolle. Der Bauer ging auf den Handel ein und mußte dem Fremden folgen. Der fuhr ihn, so dünkte es den Bauern, den Weg nach dem „Borgwall“ (Herthaburg); da es aber immer noch finster blieb, war nichts zu erkennen. Sie gelangten über Zugbrücken und durch Tore vor ein großes Gebäude; nach der Rechnung des Bauern mußte es im Burgwalle sein. Da wurden die Pferde abgeschirrt, der Hafer ward abgeladen, und der Bauer ward von seinem Begleiter in einen Saal geführt. Dort sah er viele bewaffnete Männer an langen Tischen sitzen. Die hatten alle das Haupt auf den Arm gestützt und schliefen. Als er hereintrat, erwachten sie und fragten, was es Neues in der Welt gäbe. Er antwortete: „Nichts Neues!“ Und da schliefen sie weiter. Dann führte ihn der Mann in ein zweites Gemach. Da standen an Krippen viele Pferde. Und bei jedem Pferde stand ein gerüsteter Mann, und jeder hatte einen Arm auf den Rücken seines Pferdes gelehnt und schlief ebenfalls. Als der Bauer hereintrat, wachten die Männer auf und taten dieselbe Frage, was es draußen Neues gäbe. Auf die wiederholte Antwort „Nichts Neues“ aber schliefen auch sie weiter. Nachdem der Mann ihn dann aus dem Gebäude geleitet, ihm das bedungene Geld für den Hafer gegeben, auch ihn und seine Pferde mit reichlicher Nahrung gesättigt hatte, fuhr der Bauer ab. Und als er hinauskam, war es noch immer finster. Als er aber die Stelle wieder erreichte, wo er am Morgen den Fremden angetroffen hatte, ging eben die Sonne unter.

18. Prinzessin Swanvithe

Bei der Stadt Garz auf Rügen befindet sich ein See, neben welchem früher ein Schloß der heidnischen Könige gestanden

hat. Als dieses Schloß vor vielen Jahren von den Christen genommen und zerstört wurde, hat darin ein alter Heidenkönig gelebt, der ist sehr reich gewesen und so geizig, daß er immer bei seinen Schätzen von Gold und Edelsteinen gelegen hat, die er in einem großen Saale tief unter dem Schlosse aufgehäuft hatte. Darin wühlte er Tag und Nacht umher, und als das Schloß von den Christen zerstört wurde, da lag er auch darin verschüttet, so daß er eines elenden Hungertodes sterben mußte. Darauf, weil seine Seele von dem irdischen Gute nicht scheiden konnte, wurde er in einen schwarzen Hund verwandelt, der nun immerwährend die Goldhausen bewachen muß. Zuweilen sieht man ihn auch in seiner menschlichen Gestalt, mit Helm und Panzer angetan, auf einem Schimmel über die Stadt und über den See reiten; manchmal hat er dabei anstatt des Helmes eine goldene Krone auf. Andere haben ihn auch wohl in der Nacht im Garzer Holze an dem Wege nach Poseritz gesehen, wie er mit einer schwarzen Pudelmütze auf dem Kopfe und einem weißen Stocke in der Hand herumwandelt.

Wie nun der alte Heidenkönig erlöset werden kann, das mag folgende Geschichte erzählen.

Viele Jahre nachher begab es sich, daß in Bergen ein König von Rügen wohnte, der eine schöne Tochter hatte, Swanwithe geheißten. Zu der kamen viele fremde Prinzen, um sie zu freien. Sie wollte aber keinen von ihnen als den Prinzen Peter von Dänemark, der ein feiner und stattlicher Mann war und ihr ausnehmend wohlgefiel. Der wurde also ihr verlobter Bräutigam, und es sollte bald die Hochzeit sein. Hierüber ärgerte sich ein polnischer Prinz, der auch zu ihren Freiern gehörte, und weil er von tückischem, boshaftem Gemüte war, so streute er unter die Leute aus, die Prinzessin führe ein unzüchtiges Leben. Das wußte er so glaublich zu machen, daß alle ihm

trauten, und es reiste nun ein Freier nach dem andern fort, und auch der Prinz von Dänemark wollte nichts mehr von Verlobung wissen. Die Geschichte kam zuletzt an den König, und er glaubte sie wie die andern und geriet darüber so in Zorn, daß er die Prinzessin schlug und ihr Haar zerriß und sie in einen finstern Turm einsperren ließ, damit er sie nimmer wieder vor Augen bekäme.

In dem Turme saß die Prinzessin wohl über drei Jahre, und sie grämte und mühte sich vergebens, wie sie ihrem Vater ihre Unschuld beweisen solle. Da fiel ihr zuletzt die Geschichte mit dem alten Heidenkönige ein, und wie er erlöst werden könne. Dies soll nämlich geschehen können, wenn eine reine Jungfrau den Mut hat, in der Johannisnacht zwischen zwölf und ein Uhr nackt und einsam den Schloßwall an dem Garzer See zu ersteigen und darauf rückwärts so lange hin und her zu gehen, bis sie gerade auf die Stelle trifft, unter der bei der Zerstörung des Schlosses die Thür und die Treppe zu der Schatzkammer des alten Königs verschüttet sind. Sie wird dann hinuntergleiten, aber ohne Schaden zu besorgen, und nun kann sie so viel Gold und Edelsteine nehmen, als sie tragen kann, und damit bei Sonnenaufgang wieder zurückgehen. Was sie nicht selbst tragen kann, wird ihr der alte König nachtragen, also daß sie zeitlebens Geld und Gut genug haben wird. Sie darf sich aber die ganze Zeit über kein einziges Mal umsehen, und sie darf kein einziges Wort sprechen, sonst gelingt es ihr nicht, und sie kommt elend um.

Dieses fiel der Prinzessin Swanvithe in ihrem einsamen Gefängnis ein, und sie gedachte, das Wagestück zu unternehmen, um so ihrem Vater und der ganzen Welt zu beweisen, daß sie rein und unschuldig sei. Sie ließ daher ihr Vorhaben dem Könige anzeigen und bat ihn um Erlaubnis, dasselbe auszuführen. Das wurde ihr gestattet.

Als nun einige Zeit nachher die Johannisnacht kam, da ging die Prinzessin allein von Bergen nach Garz; und wie es vom Garzer Kirchturm Mitternacht schlug, so tat sie ihre Kleider von sich und betrat den Schloßwall, auf dem sie nun rückwärts auf und ab schritt, mit einer Johannisrute, die sie mitgenommen hatte, die Erde berührend. Nicht lange war sie so geschritten, da tat sich die Erde auf, und sie glitt sanft und langsam tief hinunter, bis in einen großen Saal, in dem über tausend Lichter brannten, so daß es darin heller war als am klarsten Mittage. Die Wände des Saals waren von Marmor und Diamantenspiegeln, und der ganze Saal voll großer Haufen von Silber, Gold und Edelsteinen. Hinten in einer Ecke saß der König, der alle diese Schätze bewachte; es war ein kleines, graues Männchen, das ihr zuwinkte, um ihr Mut einzusprechen. Sie aber fürchtete sich nicht und begrüßte den König nur leise mit der Hand. Da erschienen auf einmal eine große Menge herrlich gekleideter Diener und Dienerinnen. Die füllten alle ihre Hände und Kleider mit Gold und Edelsteinen, und also tat auch die Prinzessin. Und als sie genug hatte, da trat sie ihren Rückweg an, und alle die Diener und Dienerinnen folgten ihr. Wie sie so nun schon viele Stufen heraufgestiegen war, so ward ihr auf einmal bange, ob jene mit den Schätzen ihr auch wohl folgen würden, und sie wandte sich um, nach ihnen zu sehen. Aber das war ihr großes Unglück: denn auf einmal verwandelte sich der alte König in einen großen schwarzen Hund, der mit feurigem Rachen und glühenden Augen auf sie zusprang, und wie sie nun weiter vor Angst und Entsetzen laut ausrief: O Herr je! da schlug auf einmal die Tür über ihr mit lautem Knall zu, und die Treppe versank, und sie fiel in den großen Saal hinein, in dem die Lichter plötzlich verlöschten. Darin sitzt sie

nun schon viele hundert Jahre lang und muß dem alten Heidenkönig helfen, seine Schätze zu hüten.

Sie kann nur erlöst werden, wenn ein reiner Jüngling es wagt, in der Johannismacht auf dieselbe Weise, wie sie es tat, auf den Garzer Schloßwall zu gehen und in die Schatzkammer hinabzufallen. Er muß sich dann dreimal vor ihr neigen, ihr einen Kuß geben und sie still an der Hand herausführen. Sprechen darf er dabei kein Wort. Wer sie so herausbringt, der wird ihr Gemahl werden und so viel Schätze erwerben, daß er sich ein ganzes Königreich kaufen kann.

Es sollen schon viele dieses Wagesstück versucht haben; aber es ist noch keiner zurückgekommen. Man sagt, der alte schwarze Hund sei so schrecklich, daß alle, die ihn sehen, vor Entsetzen laut schreien müssen, und dann ist alles vorbei. Zuletzt soll noch vor dreißig oder vierzig Jahren ein Schuhmachergesell hier verschwunden sein.

19. Die schwarze Frau in der Stubbenkammer

In der Stubbenkammer befindet sich eine große, tiefe Höhle, die Höhle der schwarzen Frau genannt. Es führt zu derselben ein steiler und schmaler Pfad, der tief in den Felsen hineingeht. In dieser Höhle sitzt eine schwarze Frau. Sie sitzt da schon seit vielen hundert Jahren und ist jetzt auf ewige Zeiten dahin gebannt.

Früher bewachte sie einen goldenen Becher, und damals hielt eine weiße Taube oben auf dem Felsen die Wacht. Das ist aber jetzt anders. Denn einstens vor mehr als hundert Jahren kam ein Schiff aus dem Meere. Daraus stiegen viel fremde und hohe Männer, die fragten, wo die Höhle der schwarzen Frau sei. Und als man sie ihnen gezeigt hatte, so begaben sie sich dahin mit einem Missetäter, den sie mit sich führten. Dieser war in seiner Heimat zum Tode verurteilt,

aber der König hatte ihn begnadigt, wenn er den Becher holen werde, den die schwarze Frau bewachte.

Die Männer führten ihn bis auf den Felsenpfad, der zu der Höhle geht. Dort lösten sie seine Fesseln, und nun mußte er allein zur Höhle gehen. Er fand sie offen; aber die ganze Höhle war voller heißer, heller Flammen, so daß man es



vor Hitze nicht darin aushalten konnte. Mitten in diesem Feuer saß unbeweglich die schwarze Frau; sie war ganz in schwarze Kleider gehüllt, und ein schwarzer Schleier hing vor ihrem Gesicht. Neben ihr lag von reinem Golde der Becher, den sie hütete.

Der Missetäter schritt zagend, aber doch eilig, um aus diesem Meere von Glut zu entkommen, auf sie zu und langte nach dem Becher. Da bewegte sich die schwarze Frau und sagte mit klagender Stimme zu ihm: „Wähle recht, fremder Mann; wenn du recht wählst, so bin ich auf ewig dein!“

Aber der Missetäter sah nichts als den Becher; den ergriff er und lief eiligst damit fort aus der Höhle, denn er verstand die Worte der Frau nicht und dachte nicht daran, daß er sie selbst hätte nehmen und erlösen sollen.

Im Zurückgehen hörte er sie schwer und tief hinter sich seufzen, und sie klagte mit trauriger Stimme: „Wehe mir, nun kann mich keiner mehr erlösen!“ In dem Augenblicke verschwand auch die weiße Taube oben vom Felsen, und an ihrer Stelle sah man einen schwarzen Raben, der dort jetzt die ewige Wacht hält.

Die schwarze Frau jammerte aber in der Höhle so laut, daß alle Männer, als der Missetäter ihnen den Becher übergab, sie deutlich hörten. Sie entsetzten sich darüber und trugen, als wenn sie dadurch die Frau befreien könnten, den Becher in die benachbarte Kirche von Bobbin, wo man ihn zum ewigen Andenken noch jetzt sehen kann.

20. Die Jungfrau am Waschstein

Vor vielen Jahren sah einmal ein Fischer, wie eine schöne Jungfrau am Waschstein stand und ein blutiges Tuch ins Meer tauchte, um die Blutflecken daraus zu entfernen; aber ihre Mühe war vergeblich. Da faßte er sich ein Herz und ruderte näher zu ihr hin und redete sie an mit den Worten: „Gott helf, schöne Jungfrau! Was machst du so spät hier noch allein?“ Die Jungfrau verschwand darauf, aber der Fischer war wie von einer Zauberei befangen, so daß er nicht von der Stelle konnte.

Als nun Mitternacht kam, sah er die Jungfrau wieder; sie trat zwischen den Kreideseffen hervor auf ihn zu und sprach zu ihm: „Weil du Gott helf zu mir gesprochen, so ist dein Glück gemacht; folge mir nach!“ Damit kehrte sie zwischen die Felsen zurück, und er folgte ihr in eine große

weite Höhle, die er vorher noch nie gesehen hatte. Darin lagen unermessliche Haufen von Silber, Gold, Edelsteinen und Kostbarkeiten aller Art.

Als der Fischer die noch überschaute, hörte er auf einmal auf der See Ruderschlag, und als er sich danach umsah, sah er ein großes schwarzes Schiff nahen. Aus ihm stiegen an die tausend Männer, alle in dunkler, alter Tracht und alle das Haupt unter dem Arm tragend. Die schritten still und ohne ein Wort zu sprechen in die Höhle hinein und fingen an, in den aufgespeicherten Schätzen zu wühlen und sie zu zählen. Das waren die Geister des geköpften Störtebeker und seiner Genossen; sie kommen jede Nacht so dahin und zählen ihren Raub.

Nachdem sie lange Zeit in dem Golde herumgewühlt hatten, verschwanden sie alle wieder, und nun füllte die Jungfrau dem Fischer einen Krug mit Gold und Edelsteinen, daß er zeitlebens der Reichtümer genug hatte. Darauf geleitete sie ihn zu seinem Schiff zurück, und als er sich wieder nach ihr umsah, war sie mitsamt der Höhle verschwunden.

21. Der Mäuseteich zu Pudmin

Zu Pudmin bei Swantow auf der Insel Rügen wohnte vor alter Zeit eine Bauersfrau, die hatte sieben Kinder, lauter Mädchen, eins immer kleiner als das andere. Ihre Mutter zog sie immer schmuck an und kleidete sie übereins. Sie hatten bunte Zoppen, geblümete Schürzen und rote Mützen. Am stillen Freitag ging nun aber die Frau in die Kirche und ließ die kleinen Mädchen zu Hause. Hinter dem Ofen hatte sie einen Beutel voll Apfel hängen, den wollte sie nachmittags ihrer kranken Mutter hinbringen, um einen erquickenden Brei zu kochen.

Als aber die kleinen Mädchen den Beutel zu sehen bekamen, ging's darauf los, und sie verzehrten alles, was darin war. Da

Kam die Mutter nach Hause, sah, was die Kinder angerichtet hatten, und ward so zornig, daß sie sich nicht vor dem stillen Freitag schämte und zu fluchen anfang: „Ihr Mausemärten Ihr, daß Euch die schwere Angst schlage, ich wollte, daß Ihr alle Mäuse würdet!“



Auf einmal waren die kleinen Mädchen fort, und sieben bunte Mäuse liefen in der Stube herum. Der Knecht kam herein, da liefen alle heraus, liefen nach dem Schoritzer Felde und nach Dumswitz zu in den Wald hinein. Die Mutter rannte ihnen aus Leibeskräften nach, schrie und schlug die Hände zusammen, aber die Mäuse mit den scharlachroten Köpfen holte sie nicht ein. Bei dem Busche ist ein Teich. Als die Mäuse bei

ihm ankamen, blieben sie einen Augenblick stehen und sahen sich nach ihrer Mutter um. Dann sprangen sie aber in das Wasser hinein und waren weg. Die Bauersfrau ward vor Schrecken zu Stein.

Zur Nachtzeit aber kommen die bunten Mäuse aus dem Teiche hervor und singen ein Lied von sieben Junggesellen, sieben Brüdern, von denen sie einst aus ihrer Verzauberung erlöst werden sollen.

22. Der große Jochen

Der Bauer Hans Diebentorn hatte einen Sohn, der hieß Jochen; das war ein schlimmer ungeschlachter Junge voll Wildheit und voller Schalkstreiche, den keiner händigen konnte. Sein Vater war ein stiller ordentlicher Mann und ermahnte und züchtigte ihn oft und viel; Priester und Lehrer hobelten und meißelten an ihm mit dem Ernst der Vermahnung und mit der Strenge der Strafe: doch es konnte ihn das alles nicht weich und geschmeidig machen; Jochen blieb Jochen.

Er hatte sein besonderes Vergnügen, alte Leute, die auf dem Wege vorbeigingen, und arme, die ihr Brot vor den Türen mitleidiger Menschen suchten, zu necken, und tat es immer wieder, wie oft sein Vater ihn darüber auch hart gezüchtigt und erinnert hatte, es sei keine größere Sünde als die zu verspotten, die elend sind; denn ihr Elend komme von Gott, und Gott habe sie deswegen unter seinem besonderen Schutz.

Eines Tages kam der große Jochen aus dem Walde und sprang mit Trallala und Juchheida über das Feld daher. Es war ein kalter Wintertag und schneite und fror sehr. Als er so tralleiend und juchheiend einen Hohlweg hinabließ, stand

ein kleiner schneeweißer Mann da, der sehr alt und jämmerlich aussah, stöhnte und ächzte, einen großen Korb auf den Rücken heben wollte und es nicht konnte. Als er nun Jochen kommen sah, ward er froh und bat den Burschen freundlich: „Lieber Sohn, bedenke, daß du auch einmal alt und schwach werden kannst, und hilf mir, diesen Korb hier auf den Rücken zu heben!“ „Von Herzen gern“, sprach Jochen, sprang hinzu, hob den Korb auf und hängte dem alten Mann die Henkel um die Schultern; darauf riß er ihn mit dem Korbe um und ließ ihn im Schnee liegen und lachte und rief im Weglaufen: „Piep! Bagel! Piep!“ Der alte Mann wühlte sich wieder aus dem Schnee auf und sammelte, was herausgefallen, wieder in den Korb und schrie mit zorniger Stimme hinter dem lachenden Jochen her: „Ja, piep! Bagel! Piep! Gott wird dich piepen lehren, du gottloser Bube!“

Und Gott hat den Vogel pfeifen gelehrt. Denn als Jochen den anderen Morgen wieder mit der Art auf dem Rücken in den Wald gehen sollte, daß er Holz fällte, mußte er wieder durch diesen Hohlweg gehen. Doch als er näher kam, ward ihm ganz wunderbarlich zu Mute, so wunderbarlich, wie ihm in seinem Leben nicht ums Herz gewesen war. Und obgleich es heller lichter Tag war und die Wintersonne eben feuerrot aufging, war ihm doch graulich, als wäre es Mitternacht gewesen; aber das war sein böses Gewissen, und es deuchte ihn immer, als komme der alte Mann aus dem Hohlwege auf ihn zu und schrie ihn mit Piep! Bagel! Piep! an, und er wäre gern einen anderen Weg in den Wald gegangen. Indessen wagte er es doch und ging in den schauerlichen Hohlweg hinein. Aber kaum hatte Jochen seinen Fuß auf die Stelle gesetzt, wo er gestern abend den alten Mann mit dem Korbe in den Schnee gestürzt hatte, so hat es ihn gefaßt und geschüttelt, und in einem Augenblicke ist er weg gewesen und ist auch nie wieder

gekommen, und kein Mensch hat gehört, wo er gestoben und geflogen ist. Die Leute haben geglaubt, daß der böse Feind ihn geholt habe.

Das ist es aber nicht gewesen, sondern des alten Mannes mit dem Korbe Piep! Bagel! Piep! Zochen hat pfeifen lernen müssen; er ist in einen Piepvogel verwandelt und der aller- kleinste Vogel geworden, der bei uns lebt. Das ist nun seine Strafe, daß er im strengsten Winter durch die Sträucher und Hecken fliegen und um die Häuser und Fenster flattern, meist aber bei armen Leuten rundfliegen und hungern und frieren und piepen muß. Er hat ein graues Köckchen an, gleich dem grauen Kittel, den er trug, als er verwandelt worden, und muß bis auf diesen Tag aus schelmischen und spitzbübisch freundlichen Augen lachen, auch wenn ihm weinerlich zu Mut ist. Er heißt der Zaunkönig; die Leute aber nennen ihn aus Spott den großen Zochen oder den kurzen Jan; auch wird er Nesselkönig genannt, weil der arme Schelm durch Nesseln und Disteln und kleine stachelichte Sträucher schlüpfen und fliegen muß und meistens in Nesselbüschen sein Nestchen baut. Da hat er nun Zeit, seine Sünden zu bedenken, wann der Wind pfeift und der Schnee stöwert und er in kahlen Hecken und Zäunen sitzen und piepen muß. Da hören die Kinder ihn oft mit seiner feinen Stimme singen und denken an die alte Geschichte von Zochen Diebenkorn. Er singt aber also sein Piep! Bagel! Piep!:

Piep! piep!

De Appel sünt riep,
de Beeren sünt gel,
dat Speck in de Tweel,
de Stuw is warm,
Hans flöpt Greten im Arm.

Piep! piep!
Wo koold is de Kiep!
Wo dünn is min Kleed!
Wo undicht min Bedd!
Wo lang is de Nacht!
Wer hedd dat woll dacht?

23. Der Wiedehopf

Der Wiedehopf ist einst ein Damenschneider gewesen, und wer sieht es ihm jetzt wohl an, daß er vormals in feiner und zierlicher Gesellschaft gelebt hat? Er hat in einer großen, reichen Stadt gewohnt und sich wie ein hübscher und feiner Gesell gehalten und einen bunten seidenen Rock getragen und ist von einem vornehmen Hause in das andere und von einem Palast in den anderen gegangen und hat die kostbaren Zeuge und Stoffe, woraus er Kleider machen sollte, nach Hause getragen. Und weil er hübsch und manierlich gewesen ist, haben alle hübschen Frauen ihn zu ihrem Schneider genommen, und immer hat er Arbeit bei ihnen gehabt, und auch der Königin, als sie gekrönt werden sollte, hat er den Rock zugemessen. So ist Meister Wiedehopf bald ein reicher Mann geworden und hat doch nicht genug kriegen können, sondern ist immer herumgelaufen und hat nach Hause geschleppt und oft so viel zu tragen gehabt, daß er wie ein Karrengaul unter seiner Last stöhnen und, wann er die Treppen hinaufstieg, Huup! Hupupp! schreien mußte. Diese Arbeitseligkeit und Habseligkeit hätte Gott ihm wohl vergeben; aber es ist eine wahre Habsucht daraus geworden, und die hat der Herr nicht länger mit Geduld ansehen können. Der Schneider hat zuletzt gestohlen und von allen Zeugen, die er in die Mache bekam, seinen Teil abgekniffen und abstiebigt. Da ist es ihm denn geschehen, daß er eines Abends, als er mit einem schweren

Bündel und noch schwererem Hupupp! Hupupp! die Treppe hinaufschätzte, plötzlich in einen bunten Vogel verwandelt worden ist, der Wiedehopf heißt und um die Häuser und Ställe der Menschen herumfliegen und dort mit unersättlichster Gier das Allergarstigste aufessen und in sein Nest tragen muß. Er trägt bis auf diesen Tag einen bunten Rock, aber einen solchen, der an einen schlimmen Ort erinnert, wohin die Diebe und Schelme gehören. Der eine Teil des Rockes ist rabenschwarz, der andere feuerrot, und sind beide Teile Farben der Hölle; denn das Schwarze des Rockes soll die höllische Finsternis und das Feuerrote das höllische Feuer bedeuten. Einen ähnlichen Rock wie Meister Wiedehopf trägt auch der Totengräber, ein blanker garstiger Käfer, der auf den Landstraßen herumläuft und tote Maulwürfe und anderes Aas begräbt; auch die bunte Blattwanze hat fast ganz dasselbe Kleid an: beide sind Erzstinker und wahrscheinlich beide einst auch Diebe gewesen. Das hat der Wiedehopf noch so beibehalten aus seiner alten Schneiderzeit, daß er immer Hupupp! Hupupp! schreien muß, als trüge er noch Diebeslast, die ihm zu schwer wird. Die Leute nennen ihn deswegen häufig den Kuckucks-küster, weil sein Laut aus der Ferne wirklich oft so klingt, als wolle einer dem Kuckuck seinen Gesang nachsingen wie der Küster dem Pastor. Aber der Kuckuck ist ein lustiger Schelm und kann sein Lied in Freuden singen; der Wiedehopf aber ist ein trauriger Schelm, und darum muß er seufzen und klagen, und sein Hupupp! Hupupp! geht ihm gar schwer aus der Kehle.

VI. Von Schätzen und Habgierigen, von Claus Störtebeker und Gödeke Michel

24. Das brennende Geld

Drei Bauern kamen eine Herbstnacht oder vielmehr früh, als es mehr gegen den Morgen ging, von einer Hochzeit aus dem Kirchdorf Lanken geritten. Sie waren Nachbarn, die in einem Dorfe wohnten, und ritten des Weges miteinander nach Hause. Als sie nun aus einem Walde kamen, sahen sie an einem kleinen Busche auf dem Felde ein großes Feuer, das bald wie ein glühender Herd voll Kohlen glimmte, bald wieder in hellen Flammen aufloderte. Sie hielten still und verwunderten sich, was das sein möge, und meinten endlich, es seien wohl Hirten und Schäfer, die es gegen die Nachtkälte angezündet hätten. Da fiel ihnen aber wieder ein, daß es am Schlusse Novembers war, und daß in dieser Jahreszeit keine Hirten und Schäfer im Felde zu sein pflegen. Da sprach der jüngste von den dreien, ein frecher Gesell: „Nachbarn, hört! da brennt unser Glück! Nun seid still und lasset uns hinreiten und jeden seine Taschen mit Kohlen füllen; dann haben wir für all unser Leben genug und können den Grafen fragen, was er für sein Schloß haben will.“ Der älteste aber sprach: „Behüte Gott, daß ich in dieser späten Zeit aus dem Wege reiten sollte! Ich kenne den Reiter zu gut, der da ruft: Hoho! Hallo! Halt den Mittelweg!“ Der zweite hatte auch keine Lust. Der jüngste aber ritt hin, und was sein Pferd auch schnob und sich wehrte und bäumte, er brachte es an das Feuer, sprang ab und füllte sich die Taschen mit Kohlen. Die andern beiden hatte die Angst ergriffen, und sie waren im tausenden Galopp davongejagt, und er ließ sein Pferd auch ausgreifen und holte sie dicht vor Bilmniß wieder ein. Sie ritten nun noch ein Stückchen miteinander und kamen schweigend in ihrem Dorfe an, und keiner konnte ein Wort sprechen.

Die Pferde aber waren schneeweiß von Schaum, so hatten sie sich abgelassen und abgeängstigt. Dem Bauer war auch ungefähr so zumute gewesen, als habe der Feind ihn schon beim Schopf erfaßt gehabt. Es brach der helle, lichte Morgen an, als sie zu Hause ankamen. Sie wollten nun sehen, was jener gefangen habe, denn seine Taschen hingen ihm schwer genug hinab, so schwer, als seien sie voll der gewichtigsten Dukaten. Er langte hinein, aber au weh! er brachte nichts als tote Mäuse an den Tag. Die andern beiden Bauern lachten und sprachen: „Da hast du deine ganze Teufelsbescherung! Die war der Angst wahrhaftig nicht wert!“ Vor den Mäusen aber schauderten sie zusammen, versprachen ihrem Gesellen jedoch, keinem Menschen ein Sterbenswort von dem Abenteuer zu sagen.

Man hätte denken sollen, dieser Bauer mit den toten Mäusen habe nun für immer genug gehabt; aber er hat noch weiter gegrübelt über den Haufen brennender Kohlen und bei sich gesprochen: „Hättest du nur ein paar Körnlein Salz in der Tasche gehabt und geschwind auf die Kohlen streuen können, so hätte der Schatz wohl oben bleiben müssen und nicht weggleiten können.“ Und er hat die nächste Nacht wieder ausreiten müssen mit großem Schauer und Grauen, aber er hat es doch nicht lassen können; denn die Begier nach Geld war mächtiger als die Furcht. Und er hat es wieder brennen sehen genau an der gestrigen Stelle; bei Tage aber war da nichts zu sehen, sondern sie war grasgrün. Und er ist hingeritten und hat das Salz hineingestreuet und seine Taschen voll Kohlen gerafft, und so ist er im tausenden Galopp nach Hause gejagt und hat sich gehütet, daß er einen Laut von sich gegeben noch jemand begegnet ist; denn dann ist es nicht richtig. Aber er hat doch nichts als Kohlen in der Tasche gehabt und ein paar Schillinge, die von den Kohlen geschwärzt waren. Da hat er sich königlich gefreut,

als sei dies der Anfang des Glückes und das Handgeld, das die Geister ihm gegeben haben. Er mochte aber die paar losen Schillinge von ungefähr in der Tasche gehabt haben, als er ausritt. Und die Schillinge haben dem armen Mann, der sonst ein fleißiger, ordentlicher Bauer war, keine Rast noch Ruhe mehr gelassen: jede Nacht, die Gott werden ließ, hat er ausreiten müssen und seine besten Pferde dabei totgeritten. Man hat es aber nicht gemerkt, daß er Schätze gefunden hat, sondern seine Wirtschaft hat von Jahr zu Jahr abgenommen, und endlich ist er auf einer Nachtfahrt gar einmal verschwunden. Und man hat von ihm und von seinem Pferde nie etwas wieder gesehen; seinen Hut aber haben die Leute in dem Schmachter See gefunden. Da muß der böse Feind ihn als Irrlicht hineingelockt haben; denn er braucht solche Künste gegen die, welche sich mit ihm einlassen und ihn suchen.

25. Der Schmied von Poseritz

Im Lande Rügen, nicht weit von der Alten Fähre, etwa eine Meile vom Sunde, liegt ein Kirchdorf, das heißt Poseritz. Dort wohnte einmal ein reicher Schmied. Der hatte einen schwarzen Pudel, der viele Künste konnte. Das Tier war so klug und gerissen, daß der Schmied, der mit seiner Schmiede einen Krug hielt, das Haus immer voller Leute hatte. Der Pudel war so gut, als hätte der Mann alle Tage Puppenspiel oder eine ganze Bande Komödianten im Hause. Das gab schönes Geld und Klang hell in den Beutel hinein; aber o weh, wie ist es zuletzt für die arme Seele erklungen! Der Krüger wurde ein reicher Mann durch seinen Pudel; denn alle Leute trugen ihm das Geld zu und wollten seine Künste sehen. Man sagte aber, der Pudel wohne eigentlich nicht beim Schmied; denn bei Tage hat man ihn dort nie gesehen; erst in der Dämmerung kam er herbei und blieb dann bis in die

tieffte Nacht. Er war übrigens einer von den höllischen Schatzwächtern aus den Bergen bei Buxtow, unter denen die alten Heiden mit ihren Schätzen begraben liegen. Dort mußte er des Tages unter der Erde liegen und um Mitternacht als Wächter herumwedeln. Und er mag dem Krüger wohl jeden Abend ein paar Dukaten in den Pfoten mitgebracht haben. Denn dieser baute seinen Krug zurecht, als wäre er der Poseritzer Probst und Edelmann und kaufte sich einen Morgen Land nach dem anderen. Aber wohin lief dieses lustige Spiel zuletzt hinaus? Der schwarze Nachtwächter blieb fort und kam nicht mehr ins Haus. Und der Schmied war ängstlich und verstört. Und wenn die Gäste nach dem Hunde fragten, dann sagte der Schmied: „Man muß mir den Hund gestohlen haben, oder vielleicht hat ihn ein Dieb totgeschlagen und eingegraben.“ Doch war dem armen Kerl nicht wohl ums Herz, und er sah gar nüsterbleich und betrübt aus, so daß die Leute nicht begreifen konnten, wie ein vernünftiger Mensch sich über ein unvernünftiges Tier so grämen könne. Und zuletzt entstand allerlei buntes Gerede daraus.

So waren ein paar Wochen vergangen, und an einem Sonntag abend, als der Krüger mit vielen Gästen um den Tisch saß und Karten spielte, hörten sie etwas durch die Luft fausen und gegen das Fenster schlagen. Und es war ihnen, als wäre es ein schwarzer Pudel. Und alle kam ein grausamer Schrecken an, und sie wagten kaum, nach dem Fenster zu sehen. Als sie sich aber wieder ein bißchen besonnen hatten, sprachen sie lange darüber. Der Krüger aber saß still hinter dem Ofen und ließ den Kopf hängen. Und sie foppten sich zuletzt untereinander, wer wohl das Herz hätte, hinauszugehen und zu sehen, was da wäre. Und ein Schneider nahm sich die rechte Schneiderkourage und begehrte einen Gefellen, der das Abenteuer mit ihm wagen wollte. Es fand sich einer zu ihm,

und sie gingen in den Garten, auf den das Fenster ging, und siehe, da lag ein toter schwarzer Pudel, den der Schneidergesell recht gut kannte. Und sie meinten nun alle, man habe das dem Schmied zum Schabernack gethan, weil der Pudel ihm so wert war wie ein goldenes Huhn, und ein Feind und Schelm hätte den toten Hund gegen das Fenster geworfen. Sie gruben ein Loch neben dem Zaun, legten den Pudel hinein und setzten sich darauf wieder zum Spiel hin. Aber der Schmied saß hinter dem Ofen und sagte kein Sterbenswort und war sehr traurig. Und als sie wieder nach besten Künsten die Karten fliegen ließen und austrumpften, fing das draußen wieder zu sausen und zu brausen an. Kling! sagte das Fenster, und der Pudel flog über den Tisch und fiel in der Stube nieder. Die meisten Gäste, die um den Tisch saßen, fielen vor Schreck von den Bänken und kreuzten und segneten sich. Der tapfere Schneidergesell, der ein Herz hatte größer als sein Nadelkopf, nahm den Pudel und warf ihn zum Fenster hinaus; und die Gäste nahmen ihre Hüte von der Wand und machten sich auf die Beine. Knapp war eine halbe Stunde vergangen, da sagte das wieder Kling! Und der Pudel fiel zum zweitenmal in die Stube. Da lag er bei dem betäubten Wirt bis an den hellen lichten Morgen; denn der arme Mensch saß dort allein, Frau und Kinder und Gesellen waren zu Bett gegangen. Als aber die Sonne aufging, war der Pudel weg, und kein Mensch wußte, wohin er gestoben und geflogen war. Er hatte aber einen grausamern Gestank als das schändlichste Nas hinter sich gelassen. Und in derselben Weise ist das Greuel heimlich alle Nacht durchs Fenster oder durch die Türen, ja durch das Dach und die Wände geflogen; und es halfen keine Bretter und Riegel. Ich glaube, er hätte seinen Weg auch durch Stahl und Demantstein gebrochen. Sie gingen hin und begruben den Hund mit aller Feierlichkeit; sie

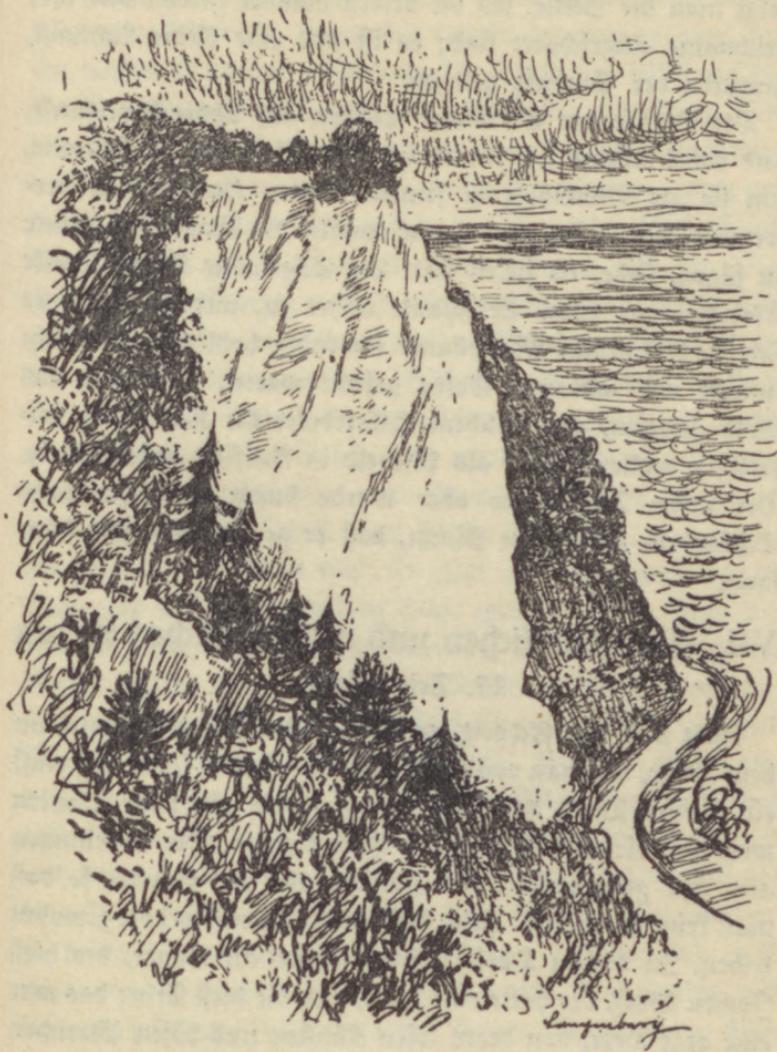
brauchten Segnungen und Besprechungen über seiner Gruft — alles umsonst: er kam immer wieder. Der arme Schmied griff zu und machte sich eine andere Stube zurecht, er zog aus oben hinauf in ein Stübchen unter der Ofel. Er meinte sich zu verstecken; aber der Pudel hatte ihm eine zu feine Nase, immer flog er hinein, wo der Schmied war. Nun war es natürlich, daß Krug und Schmiede bald leer und verlassen standen und daß der Schmied mit Weib und Kindern und mit dem aasigen stinkenden Pudel einsam und allein sitzen und trauern mußte. Was tat der arme Mann zuletzt? Er ging hin und verkaufte alles, Schmiede und Krug und Acker und Garten und zog von Poseritz fort. Und dem Manne, der das Haus von ihm gekauft hatte, ließ der Pudel auch keine Ruhe. Er konnte nicht eher ruhig schlafen vor all dem Ge- sause und Gebrause und dem Winseln und Krachen, das er des Nachts betrieb, bis er das Haus abbrechen und an einer anderen Stelle wieder aufbauen ließ. Da wich der Teufel von ihm, aber von dem armen Schmied wich er nicht. Dieser hatte die Lade voller Dukaten und wollte ein Edelmann werden und kaufte sich einen schönen Hof, der Ufelig hieß. Aber was Edelmann und Dukaten! Es ging ganz zu Ende mit ihm. Der Pudel zog mit ihm in sein Edelmannshaus und hauste so arg, daß kein Knecht und keine Magd es bei ihm aushalten konnten. Zuletzt saß der arme Schmied mit Frau und Kindern und mit all seinem Reichthum auch in Ufelig ganz verlassen da. Und als der Böse ihn lange genug ge- ängstigt hatte auf Erden, hat er ihm in einer Nacht den Gnadenstoß gegeben. Es war ein schöner stiller Sommer- abend, kein Blitz und kein Wetterleuchten war zu sehen, kein Lüftchen zu spüren, das im Laube spielte. Da haben die Nach- barn, die um Ufelig wohnen, plötzlich ein gewaltiges Feuer aufsteigen sehen, und in einer halben Stunde ist alles, alles,

Haus und Hof und Menschen und Vieh und der Schmied mit dem Seinigen und mit seinem Teufelsgolde zu Staub und Asche verbrannt gewesen, und man hat niemals wieder von ihm eine Spur gesehen. Aber ein Mann aus Mölnitz, der zum Löschen zugelaufen war, hat einen schwarzen Pudel erblickt, der mit greulichen glühenden Augen durch den Garten und Busch wegstrich und noch lange gräßlich heulte.

26. Claus Störtebeker und Gödeke Michel

Vor vielen Jahren hatten die Bewohner Rügens von den Einfällen und Brandschätzungen einer gefährlichen Räuberbande zu leiden, deren Anführer Claus Störtebeker und Gödeke Michel hießen. An der Ostküste der Halbinsel Jasmund, da, wo die Kreidefelsen ihre höchste Höhe erreichen, lag ihr Schlupfwinkel, in den sie flüchteten, wenn Gefahr drohte, und wo sie ihre unermesslichen Schätze verbargen. Es soll eine große geräumige Höhle gewesen sein in der Nähe der Quelle, welche hoch oben im Felsen entspringt. Trotzdem konnten Störtebeker und Gödeke Michel mit ihren Schiffen von der See aus in die Höhle hineinfahren. Wie sie das aber fertiggestellt haben, das hat bis jetzt noch kein Mensch in Erfahrung gebracht.

Lange Zeit entging die Bande durch die Schlaueit und Kühnheit ihrer Anführer der verdienten Strafe; endlich gelang es den Bewohnern Rügens aber doch einmal, ihrer habhaft zu werden: Claus Störtebeker sowohl wie Michel Gödeke wurden gefesselt eingebracht und zum Tode verurteilt. Sie suchten zwar, dem Verderben zu entgehen, und versprachen, sich mit einer goldenen Kette zu lösen, welche rings um die Stadt Hamburg herum reiche; aber die Leute in Rügen ließen sich durch solche Versprechungen nicht blenden, sie waren froh, ihre Plagegeister in ihre Gewalt bekommen zu haben, und



das Urtheil wurde an ihnen vom Henker vollzogen. Noch heute zeigt man die Stelle, wo die beiden Räuber getötet und ihre Leichname eingescharrt sind; es ist das eine kleine Lichtung, inmitten der Stubniß gelegen.

Die Schiffe der Seeräuber wurden auf Abbruch verkauft, und dabei erstand sich ein armer Tagelöhner die Mastbäume, um sie als Brennholz in seinem kleinen Haushalt zu verwenden. Als er sich nun daran machte, die Masten in Stücke zu sägen, siehe, da fielen statt der Sägespäne kleine, blanke Körnchen zur Erde. Er schaute näher zu, und da ergab es sich, daß sämtliche Mastbäume inwendig hohl und die Höhlungen mit lauterem Golde gefüllt waren. Das war das Gold gewesen, aus welchem Störtebeker die Kette hatte anfertigen wollen, die er als Lösegeld in Aussicht gestellt hatte. Der arme Tagelöhner aber wurde durch die gefundenen Schätze ein steinreicher Mann, daß er genug hatte sein lebenslang.

VII. Von wirklichen und vermeintlichen Hexen

27. Trin Wulfsen

Nicht weit von Schoritz, zwischen Schoritz und Pudmin, an dem Wege, wo man von Garz nach dem Judar fährt, lag einst ein kleines Dorf, das hieß Günst, worin ein paar Bauern wohnten, die nach Schoritz zu Hofe dienten. Die Siedlungen aber sind ganz zerstört mit Häusern und mit Gärten, so daß man keine Spur mehr sieht, daß jemals Menschen dort gewohnt haben. In diesem Dorfe Günst wohnte ein Bauer, der hieß Jochen Wulf, der hatte eine Frau, und die hieß Trin; das war eine arge Hexe, von deren losen Künsten und bösen Streichen die Leute noch heute zu erzählen wissen. Daß sie aber eine Hexe war, konnte man ihr anmerken an ihrer außerordentlichen Freundlichkeit und Leidigkeit, woraus List und Schelmerei oft

hervorlächelten, und an den schönen und leckeren Sachen, die sie immer bei sich trug, und womit sie die Hunde und kleinen Kinder an sich lockte. Davor hat den Leuten auch gegraut, daß ihr, wohin sie immer gekommen, die Katzen von selbst auf den Schoß gesprungen sind, was diese Tiere, die eben keine Menschenfreunde sind, sonst nimmer mit Fremden tun. Denn durch die Kinder und durch Leckereien, die sie den Kindern geben, und durch Sälbchen und Kräuterchen, womit sie bei Kinderkrankheiten immer gleich zur Hand sind, drängen sich die alten Hexen in alle Häuser, und Hunde und Katzen dürfen sie nicht zu Feinden haben, weil ihre Arbeit meistens des Nachts ist, wo die andern Christenmenschen schlafen. Doch merkten die Leute ihr und ihrem Manne ihr heimliches und verbotenes Handwerk dadurch an, daß sie sehr reich wurden, und daß der Bauer Wulf dreimal soviel Korn und Weizen verkaufen konnte als seine Nachbarn, und daß seine Pferde und Kühe, wenn er sie im Frühling ins Gras trieb, so glatt und fett waren wie die Aale, und als ob sie aus dem Teige gewälzt wären. Auch sagten alle Leute, sie habe einen Drachen, und den haben sie des Nachts oft ihr Dach herabschießen sehen, wo er ihr Raub und Schätze von andern zutrug. Das ist auch gewiß, und viele Leute haben es erzählt, die bei nächtlicher Weile bei Günst vorbeigegangen sind, daß es dann auf dem Wege oft geknarrt und geseufzt hat, wie die Räder an schwerbeladenen Wägen knarren und seufzen. Da haben die Leute sich umgesehen oder sind aus dem Wege gesprungen, damit sie nicht übergefahren würden; sie haben aber weder Pferde noch Wagen gesehen, und es ist ihnen ein entsetzliches Grauen angekommen. Das ist aber auch der alte, heimliche Drache gewesen, der den Nachbarn die Garben gestohlen und sie in des Wulfs Scheunen hat einfahren lassen. Daß die Trine Wulfsen eine arge Wetterhexe war, hat man am meisten auf der Weide und Brache an dem jungen

Vieh sehen können. Wenn sie einmal unter eine Herde kam, gleich streckte ein Kalb alle viere von sich und hatte den Frosch, oder ein paar Duzend junge Gänschen machten nicht zum Vergnügen den Drehhals, oder einige Lämmer und Jährlinge wurden Kopfhänger und Kopfschüttler, oder eine Schar Säue tanzte den Dreher. Sie gebärdete sich bei solchem Anblick, als tue es ihr sehr leid (die alten Hexen aber können es nicht lassen, junges, freudiges Vieh zu behexen, und wenn es ihr eigenes wäre), und sie sagte den Hirten oder Nachbarn, sie habe und wisse manche heilsame Mittel gegen solche Übel; sie sollen nur zu ihr kommen und sich eine Salbe holen und die kranken Tierchen damit bestreichen, gleich werde es dann besser mit ihnen werden. Das haben einige getan, und wirklich hat es stracks geholfen, aber den meisten hat gegraut, über ihre Schwelle zu treten, und da hat das liebe Vieh denn drangemüht. Alle aber haben sich zugelüftert, Trin Wulsen habe sie behert und ihnen den Schabernack angetan. So zum Beispiel hatte sie eine Frau, welche sich mit ihr erzürnt und sie eine alte Wetterhexe gescholten hatte, in ihrem eignen Hause festgezaubert, daß sie nicht über die Schwelle zu gehen wagte und alle Türen und Fenster dicht versperret hielt. Denn sie glaubte, sie sei in eine Erbse verwandelt, und jeder Vogel, der vorüberflog, war ihr so fürchterlich, daß sie bei seinem Anblick schrie, als fliege der Tod heran, ja daß sie bei dem Ton eines Gefieders aus der Luft schon in Ohnmacht fiel und mit Händen und Füßen zappelte; für die Enten, Hühner und Tauben aber in ihrem Hofe war der Jüngste Tag gekommen, und sie hatte ihnen allen sogleich beim Beginn ihrer Krankheit die Hälse umdrehen lassen. Auch hatte die alte Bösewichtin es dem Mann dieser Frau angetan, daß er wie ein kindischer und besoffener Narr tanzen mußte, sobald er einen Ziegenbock springen sah. Und dies ist allen Leuten lächerlich und ärgerlich an-

zusehen gewesen, und das ärgste dabei ist noch gewesen, daß die Einfältigen vor dem Mann eine Art Grauen bekommen haben, als sei er auch von der Ziegenbocksgesellschaft und von den Blocksbergfahrern; die Klugen aber haben wohl gewußt, von wem diese Bocksprünge herrührten, doch keiner hat es ihr beweisen können. Und man kann wohl denken, wie die alte Bosheit in sich gelacht hat, daß der unschuldige Mann für ihren Gefellen gehalten worden ist. Ihr Vieh war immer das fetteste und mutigste in der ganzen Dorfherde, und man konnte an vielen Zeichen sehen, daß der Teufel sein Spiel damit hatte; denn fast nie ist ein Stück davon krank geworden, und sie hat ihnen solche Kraft und Stärke angezaubert, daß von ihren kleinsten Kälbern die größten Dachsen sich stoßen ließen, und daß ihre Ferkel die wütendsten Eber aus dem Felde schlugen.

Auch haben die Leute sie in mancherlei Verwandlungen umherlaufen und herumfliegen gesehen, aber niemand hat sich unterstanden, sie anzupacken oder ihr etwas zu tun; auch haben sie die allerwunderlichsten bunten Hunde und Katzen und sogar Füchse und Wiesel bei Tage und bei Nacht um ihren Hof laufen gesehen, aber keiner hat sie angetastet; sie wußten wohl, aus wessen Stall dieses gefährliche Vieh war. Von Elstern und Krähen aber hüpfen immer ganze Scharen auf ihrem Hofe und ihren Dächern, und von ihrem einzigen Hausgiebel uuheteten des Nachts mehr Eulen denn von allen Häusern und Dächern in Swantow und Pudmin zusammen.

So ist sie in der Nachbarschaft viel herumgestrichen und herumgeflogen auf Schelmstücke und Diebsschliche, und es ist ihr lange genug glücklich gegangen. Der Pastor zum Zudar, der Herr Manthey hieß, hat die meiste Not mit ihr gehabt, und auch wohl deswegen, weil er dem Bösen selbst den Krückstock reichte, womit er ihn überholen konnte, da er mehr ins Buch der vier Könige guckte als in Bibel und Evangelienbuch. Ein-

mal ist Trin Wulsen zu seiner Frau gekommen und hat ihr ein Stieg Eier gebracht, und sie und die Frau Pastorin haben einander viel erzählt und sind sehr herzlich und heimlich miteinander geworden, so daß die Frau Pastorin endlich die Trin, als sie ade gesagt, umhals't hat. Da ist ihr aber geschehen, daß sie vor Schrecken ohnmächtig geworden und wie tot hingefallen ist. Denn was hat sie gesehen? Vor ihren sehenden Augen und unter ihren greifenden Händen ist die Trin plötzlich eine rote Füchsin geworden und hat ihr mit den Vordertagen die Wangen gestreichelt und mit der Schnauze das Gesicht geleckt und dabei recht fürchterlich greinig und freundlich ausgesehen. Das hat die Pastorin später vielen Leuten erzählt; wie es aber weiter geworden, hat sie nicht gewußt; denn als sie wieder zur Besinnung gekommen, war die Trin weg und auch keine Spur von ihr und der roten Füchsin mehr da als der Geruch der fuchsischen Küsse in ihrem Gesichte und ein paar leichte, rote Streifen, womit sie sie bei der umhalsenden Liebkosung gekrätzt hatte. Zuerst hat die Frau Manthey die Geschichte aus Furcht verschwiegen und erst nach Verlauf von Jahren erzählt. Auch Pastor Manthey ist innegeworden, daß er gegen die losen und leichten Künste der Trin sich nicht mit der gehörigen geistlichen Rüstung gewaffnet hatte, und daß sie an ihn durste; er hat bemerkt, daß ihm ein Dieb an seine Schinken und Würste kam, und das ist auch die Trin gewesen. Denn wie manche Nacht ist sie als Kaze in Wiemen und Keller und Speisekammern geschlichen und hat sich eine Wurst, eine Spickgans oder ein Stück Schinken nach Hause getragen! Endlich war es ruchbar geworden, daß man oft eine unbekannte, graue Kaze durchs Dorf laufen gesehen, und daß auch andern Leuten auf eine ähnliche, unbegreifliche Weise manches abhanden gekommen war. Da lauerte der Pastor des Abends und in der Frühe oft genug auf mit einem geladnen Gewehr; aber nim-

mer hat er den schleichenden Dieb erwischen können. Endlich aber ist ihm die Kage mal in dem Garten in den Wurf gekommen, als er Sperlinge schießen wollte, und er hat ihr unverzagt aufs Leder gebrannt und sie mit humpelndem Fuß über den Zaun springen und jämmerlich miauen gehört. Der Schäfer aber, der hinter dem Garten eben mit den Schafen vorbeiztrieb, als der Manthensche Schuß fiel, hat erzählt, es sei neben ihm ein altes Weib über den Weg gehinkt, die habe jämmerlich gewinselt und geheult, und sie habe ihm geklagt, des Krügers großer Hund habe ihr den Fuß blutig gebissen. So sei sie über die Zudarsche und Schoritzer Heide fortgehumpelt, und man habe ihr Gewinsel noch lange aus der Ferne hören können. Und das war wirklich die Trin aus Günst gewesen; der Pastor hatte ihr das linke Bein durchschossen.

Dieser geistliche Schuß gab einen großen Glückswandel. Trin lag wohl ein Vierteljahr elend im Bette; dann sah man sie wieder, aber sie humpelte mit einem lahmen Beine und erzählte den Leuten, sie sei beim Apfelschütteln vom Baum gefallen und habe sich dabei das Bein verrenkt. Nun ging es ihr aber schlimm. Weil sie nicht mehr so flink auf den Füßen war wie sonst, so konnte sie, wann die Begier zu hexen mit plötzlicher Lusternheit in ihr aufstieg, nicht mehr geschwind zu andern oder zu Fremden kommen, sondern mußte ihr eigenes behexen. Da ward denn fast täglich irgend etwas verdreht, gelähmt oder umgebracht. Bei Tauben, Hühnern und Gänsen fing es an, und mit dem großen Vieh hörte es auf. Und wieviel der alte Jochen Wulf sie auch prügelte, das half alles nichts; die Hexenlust ist ein unauslöschlicher und unbezwinglicher Trieb. Als also alles Federvieh verdorben oder erwürgt war, da ist die Kunst über die Ferkel und Lämmer hergefahren, darauf an die Kälber und Schafe, endlich an die Kühe und Pferde. Der Bauer hat nun immer wieder neues Vieh kaufen müssen,

und in solcher Weise ist in ein paar Jahren der Reichtum ver-
 gangen und das ungerechte Teufelsgut zerronnen. Ja, ihr
 eignes, einziges Kind hat sie zum Krüppel heren müssen; und
 der alte Wulf ist aus Angst, daß ihm zuletzt ähnliches wider-
 fahren möge, in die weite Welt gegangen und ist auf immer
 ein verschollener Name geblieben. Einige erzählten aber, die
 Trin habe ihn verwandelt und habe wegen seiner Sünde die
 Macht dazu gehabt, weil der alte Schelm um ihre Hexerei ge-
 wußt und die Früchte davon gehehlt und mitgenossen habe;
 und so müsse er nun als ein greulicher Werwolf rundlaufen
 und die alten Weiber und Kinder erschrecken. Die Trin aber
 sei nach der Flucht des Wulf als eine arme Bettlerin aus der
 Wehr geworfen und habe zuletzt in Pudmin gewohnt, sei aber
 zuzeiten immer noch hin und wieder als eine lahme Kaze oder
 Füchsin umgegangen oder habe als eine lahme Elster auf Bäu-
 men und Dächern herumgehüpft; endlich aber sei sie vor das
 Gewehr eines Freischützen geraten, wodurch die Kазengestalt
 für immer festgemacht worden. So haben viele Leute sie öfter
 als eine wilde, graue Kaze an dem Günzer Teiche sitzen ge-
 sehen, auch als kein Haus mehr dastand; auch haben andere es
 dort um die Mitternacht häufig miauen und prusten und
 pfuchsen gehört, daß ihnen vor Grauen die Haare zu Berge
 standen.

28. Mieskater Martinichen

Auf der Halbinsel Wittow auf Rügen ist ein Dorf, das
 heißt Putgarten, nicht weit von dem berühmten Vorgebirge
 Arkona, wo der alte heidnische Göze Svantevit weiland seinen
 Tempel gehabt und sein wüstes Wesen getrieben hat. In
 diesem Dorfe Putgarten lebte eine reiche Bäuerin, die hieß
 Trine Pipers. Sie war jung Witwe geworden und hatte keine
 Kinder, wollte auch nicht wieder freien, obgleich viele Freier
 um sie warben, denn sie war ein sehr schönes und frisches

Weib. Das konnten die Leute nicht recht begreifen, zumal da sie sonst immer lustig und munter war und bei keinem Tanze und Gelage fehlte. Denn das mußte man sagen, einen aufgeräumteren Menschen gab es nicht als diese Bäuerin, und kein Haus hatte so viel Lustigkeit als das ihrige. Alle hohen Feste hatte es Tanz und Spiel bei ihr; die Fasten wurden von Anfang bis zu Ende durchgehalten und mit Schmäusen, Spielen und Tänzen gefeiert, Pfingsten und am Johannis-tage ward unter grünen Lauben getanzt, und am Martins-tage setzte keine Bäuerin so viele gebratene Gänse auf, und wann sie ihr Korn eingebracht, wann sie Dachsen oder Schweine geschlachtet oder Wurst gemacht hatte, mußte die ganze Nachbarschaft sich mitfreuen und mit ihr schmausen. Kurz diese Bäuerin lebte so prächtig, daß kaum eine Edelmannsfrau besser leben konnte. In ihrem Hause war alles nett und tüchtig und fast über das Vermögen einer Bäuerin zierlich. Ebenso lustig und tüchtig sah es auf ihrem Hofe und in ihren Ställen aus. Ihre Pferde glänzten immer wie die Aale, und man hätte sie Sommer und Winter als Spiegel gebrauchen können; ihre Kühe waren die schönsten und gedeihlichsten im ganzen Dorfe und hatten immer volle Euter; ihre Hühner legten zweimal des Tages, und von ihren Gänseeiern war nie eines schier, sondern jedes gab ein Junges. Weil ihr Haus lustig und sie freigebig war, so hatte sie auch immer die schönsten und flinksten Knechte und Dirnen auf ganz Wittow.

So lebte Trine manches Jahr, und kein Mensch konnte begreifen, wie sie als Bäuerin das Leben so halten und durchsetzen konnte. Und viele hatten schon gesagt: „Nun, die wird auch bald vor den Türen herumschleichen und schnurren gehen.“ Aber sie focht und schnurrte nicht herum, sondern blieb die reiche und lustige Trine Pipers nach wie vor. Andere, die dies lustige Leben so mit ansahen, meinten, es gehe nicht

mit natürlichen Dingen zu; sie habe Umgang und Gemeinschaft mit bösen Geistern, und die bringen es ihr alles ins Haus und geben ihrem Vieh und ihren Früchten so wunderbaren Segen und Gedeihen — als wenn Gott nicht der beste und einzige Segenbringer und Segensprecher wäre. Viele wollten bei nächtlicher Weile einen Drachen gesehen haben, der wie ein langer, feuriger Schwanz auf ihr Haus herabgeschossen sei; das sei ihr heimlicher Buhler, der hänge ihr den Biem voll Schinken und Mettwürste, fülle ihr die Kisten und Kasten mit Silber und Gold und stehe mit am Butterfasse und helfe buttern und gehe mit in den Stall und helfe melken. Andere, noch boshafter, sagten, sie selbst sei eine Hexe und könne sich unsichtbar machen: so schleiche sie den Nachbarn in die Häuser, stehle aus Keller und Speisekammer, nehme den Hühnern die Eier aus den Nestern, melke die Kühe und rupfe den Schafen die Wolle und den Gänsen die Dunen aus.

So lief allerlei Geschwäg unter den Leuten rund, und sie flüsterten und munkelten viel über Trine Pipers; aber sie konnten ihr doch nichts anhaben noch beweisen. Sie tat all ihr Werk tüchtig vor den Leuten, war redlich in Handel und Wandel, ging fleißig zur Kirche und gab Priester und Küster willig und freundlich das Ihrige und hatte immer eine offene Tasche und einen offenen Brotkorb für die Armen, wann sie an ihre Türe kamen. Auch gingen die, welche ihr die Ehre so hinter ihrem Rücken zermuschten, recht gern zu ihren Festen und Länzen und schmeichelten und heuchelten ihr.

Trine Pipers hatte auf diese Weise wohl zwanzig Jahre ihre Wirtschaft geführt, und alles war ihr immer nach Wunsch geraten. Da bekam sie einen bunten Kater ins Haus, und bald ging im Dorfe und in der Nachbarschaft das Gerede: der sei es, das sei der Gewaltige, nun sei es endlich zum Vorschein

gekommen, und auch ein Kind könne es sehen, der trage ihr all das Glück zu.

Kein Mensch wußte, wo der Kater hergekommen war. Trine lächelte und machte einen Scherz, wenn man sie fragte, und sagte es nicht. Einigen hatte sie wohl gesagt, sie habe einen Bruder, der sei Schiffer in Stockholm, der habe ihr den schönen Kater einmal aus Lissabon mitgebracht; aber das glaubten sie nicht. Der Kater war groß, bunt und schön, grau mit gelben Streifen über dem Rücken und hatte einen weißen Fleck am linken Vorderfuß. Da schrien die alten Weiber: „Da sehen wir's ja, da haben wir's! einen dreifarbigen Kater? wer hat in seinem Leben gesehen oder gehört, daß es Kater mit drei Farben gibt?“ Trine liebte den Kater sehr und saß manche Stunde mit ihm allein und spielte mit ihm, der mit wohlgefälligem Brummen seinen Kopf an ihr streichelte und gegen alles, was ihr zu nah kam, anprustete und aufpfuchsete: die arme Trine ward älter, die arme Trine hatte keine Kinder, sie mußte was zu spielen haben. So saß sie nun manche Stunde, wo sie sich sonst draußen in ihrer Wirtschafft tummelte, still in der Stube und spielte mit ihrem Martinichen; denn so rief sie den Kater. Martinichen und Mieskater Martinichen klang es in der Stube, Martinichen klang es auf der Flur, Martinichen auf der Treppe und auf dem Boden. Keinen Tritt und Schritt tat sie, Martinichen war immer dabei, und von dem Vorratsboden und aus der Speisekammer brachte er immer seine Bescherung mit im Munde. Kurz der bunte Kater Martinichen aus Lissabon war ihre Puppe und ihr Spielzeug; er stand mit ihr auf und ging mit ihr zu Bette, ja sie ging nicht in die Nachbarschaft, daß sie ihr Martinichen nicht unterm Arm trug; Martinichen leckte von ihrem Teller und lappte aus ihrem Napf, er war der Liebling, er durfte alles, keiner durfte ihm was tun: Hunde wurden herausgejagt,

die ihn beißen wollten, ein Knecht ward verabschiedet, weil er ihn Murrkater und Brummkater, Speckfresser und Mause= dieb genannt hatte.

Dies gab Geschichten und Lügen und Märchen im ganzen Dorfe, bald im ganzen Kirchspiele, dann im ganzen Länd= chen: Trine hieß eine Here, die einen wundersamen Kater habe, mit dem es nicht richtig sei, und vor dem man sich hüten müsse. Das sei ein Kater, einen solchen zweiten werde man in der ganzen Welt umsonst suchen; den ganzen Tag tue er nichts als fressen und sich hinstrecken und sonnen oder auf Trinens Knien herumwälzen, des Nachts liege er auf ihrem Bette bis an den lichten Morgen, und doch finde der Knecht, wann er morgens frühe zur ersten Fütterung in den Pferdestall gehe, immer zwei große Haufen toter Ratten und Mäuse vor der Haustüre aufgetürmt. Was möge das wohl für ein Kater sein, der für diesen feisten und glatten Faulenzer die Arbeit tue?

Dies Gerede und Gemunkel hatte sich freilich erst draußen herumgetrieben; dann kam es auch in Trinens Haus und zu Trinens Leuten, und ihnen fing an, bei ihr ungeheuer zu werden. Wenn sie mit schmeichelnder Stimme Mies= katerchen! Mies= Mieskaterchen! Martinich en! Miesichen Martinichen! rief und den knurrenden und spinnenden Kater auf den Schoß nahm und ihm den Rücken streichelte und er sich dann vor Vergnügen krümmte und an ihr strich und brummte und ihm die grünen, umnebelten Augen im Kopfe funkelten, dann guckten die Leute die beiden Spieler mit großen Augen an und wären um alles in der Welt mit ihnen nicht lange in der Stube geblieben. Trine hatte sonst immer die tüchtigsten und schönsten Leute gehabt, aber die konnten es jetzt in ihrem Hause nicht aushalten: sie zogen weg, und sie konnte zuletzt

nichts als Hack und Mack in ihren Dienst bekommen, und auch die blieben nicht lange, und fast jeden Monat hatte sie frische Leute. Alle Welt glaubte nun einmal, Trine sei eine Hexe, und keiner wollte mit ihr zu tun haben. Auch war es mit der alten Gastlichkeit und Fröhlichkeit des Hauses vorbei und mit den Schmäusen und Länzen, denn keiner wollte kommen: und Trine mußte mit ihrem Mieskater Martinichen einsam sitzen und ihre Bratgänse und Würste allein verzehren.

Aber ach, du arme Trine Pipers, die du sonst so froh und fröhlich gewesen warst und alle gern erfreut hattest, wie ging es dir in deinen alten Tagen? Nicht allein keine Gesellen und Gefellinnen und Nachbarn und Nachbarinnen kamen mehr, sich des Segens zu freuen, den Gott dir gegeben hatte, und sich mit dir zu erlustigen, sondern in wenigen Jahren verging auch das, wovon du dich hättest erlustigen können. Die Leute kopfschüttelten und flüsterten zwar, der Kater sei es, der sei bisher der unsichtbare Bringer und Zuträger gewesen und habe Scheunen, Kornböden, Keller, Speisekammern, Milcheimer und Butterfässer und Geldkäsen und Sparbüchsen gefüllt; aber nun war ja dieser Wundertäter und Hexenmeister da, warum ging es denn nicht noch gedeihlicher als vorher; warum ging vielmehr Trinens Wirtschaft von Lage zu Lage mehr zurück? Die arme Trine hatte Knechte und Mägde, wie sie kaum ein Bettlerkrug willig beherbergt hätte, recht was man Krücken und Dfenstecken nennt; ihre sonst so glatten Pferde magerten ab und verreckten am Ross und Wurm; ihre Kühe und Schweine hatten Läuse und gaben keine Milch mehr; ihre Schafe und Gänse wurden Drehköpfe, als hätten sie geheime Wissenschaft studiert; ihre Hühner und Enten legten keine Eier und brüteten nicht mehr; ihr Feld trug Disteln und Dornen für Korn und Weizen. Kurz, Trine geriet in zwei Jahren in die bitterste Armut: Pferde waren

weg, Kühe waren weg, Schweine ausgestorben, Schafe geschlachtet, Tauben und Hühner vom Marder aufgefressen, der Hund an der Kette verhungert — kein Hahn krächete mehr auf ihrer Haustüre, kein Bettler seufzete mehr sein Gebet davor. Und Trine saß allein und verlassen mit gelben, gefurchten und gerunzelten Wangen und von Tränen und Jammer triefenden Augen und schneeweißen Haaren in der frierenden Ecke ihres leeren Zimmers und hielt ihren magern und in der Asche verbrannten Kater auf dem Schoße und weinte jämmerlich über den kargen Brocken, die man ihr von fern zuwarf; denn keiner mochte ihr gern nahkommen.

So hat man sie eines Morgens gefunden tot auf dem Boden ihres Stübchens hingestreckt und ihren treuen Nieskater Martinichen tot auf ihr liegend. Die Leute haben mit Grauen davon erzählt. Und die sonst so reiche Trine, die der Kirche und Geistlichkeit immer so gern gab, als sie noch was zu geben hatte, ist begraben, wie man Bettler begräbt, ohne Sang und Klang, ohne Glocken und Gefolge; kein Nachbar hat sie zum Kirchhof begleiten wollen, kein Verwandter ist ihrer Leiche gefolgt, sie hatte ihnen ja nichts nachgelassen.

Als Trine nun tot war, erzählen die Leute, ist sie immer als Here umgegangen und geht bis diesen Tag als Here um in der Gestalt einer alten, grauen Katze, die man daran kennt, daß sie Augen hat, die wie brennende Kohlen leuchten, und daß sie ganz entsetzlich laut sprühet und prustet, wenn man sie jagt. Sie wird noch alle Mitternächte auf der Stelle gesehen, wo ehemals Trinens Haus war, und heult dort erbärmlich; im Winter aber, wann in den Scheunen und auf den Dächern die wütigen Katzenhochzeiten sind, ist sie immer voran auf der höllischen Jagd und führt das ganze Getümmel und miaulet und winselt auf das allerscheußlichste. Diese Stimme verstehen die Leute in Putgarten so wohl, daß alt

und jung gleich rufet: „Hört! Da ist wieder die alte Trine!“

VIII. Von Bösen und Frommen; von Spuren im Stein und seltsamen Namen

29. Mutter Hidden und Mutter Bidden

Im nördlichen Teil der Insel Hiddensee stand auf dem Fleck, der noch heute Kloster heißt, vor vielen Jahren ein großes Kloster. Die Mönche desselben waren fromme, heilige Männer und fanden ihren Unterhalt dadurch, daß sie von Ort zu Ort zogen und um Almosen baten.

Einst kam ein solcher Mönch, müde und matt, zu einer Frau, die hieß Mutter Hidden, und bat um eine kleine Gabe. Mutter Hidden war aber ein böses, geiziges Weib, die schalt den frommen Mann einen Herumtreiber und Tagedieb und warf ihn zum Hause hinaus. Da ging der Mönch zu ihrer Nachbarin, der Mutter Bidden, und bettelte dort um ein Almosen. So schlimm nun Mutter Hidden war, so gut war Mutter Bidden; sie schenkte dem Klosterbruder nicht nur Geld und Nahrungsmittel, sondern behielt ihn auch die Nacht im Hause und erquickte und erwärmte ihn. Ehe der Mönch am andern Morgen weiter zog, bedankte er sich für all die Liebe und sprach: „Zum Lohne für deine Guttat soll das erste Werk, was du heute vornehmen wirst, reichlich gesegnet sein.“

Mutter Bidden hatte für diesen Tag vor, ihre Leinewand abzumessen. Als sie nun das Linnen aus dem Schranke herausholte und abmaß, da nahm und nahm die Rolle kein Ende. Sie maß die Stube voll, sie maß den Flur voll, die Rolle war noch nicht kleiner geworden, als sie es im Anfang gewesen war. Erst als die Leinewand zur Haustür hinaus auf die

Straße ragte, ließ die Wunderkraft nach, und Mutter Bidden war durch das viele Linnen eine steinreiche Frau geworden.

Als ihre Nachbarin, Mutter Hadden, von dieser Geschichte hörte, wurde sie über die Maßen neidisch, lief zur Mutter Bidden herüber und sprach: „Wie hast du's denn nur angefangen, in so kurzer Zeit einen solchen Reichtum zu er-



langen?“ „Ja“, sagte Mutter Bidden, „ich habe den frommen Klosterbruder so aufgenommen und beschenkt, wie sich's gebührt, und zum Lohne hat er mir gewünscht, daß meine erste Arbeit reichlich gesegnet sei.“

„Na, wenn er wiederkommen sollte, so schick' ihn doch ja auch in mein Haus“, quälte das habgierige Weib, und Mutter Bidden sagte zu und hielt auch Wort. Als der heilige

Mann wieder bei ihr vorsprach, hieß sie ihn ihrer Nachbarin einen Besuch abstattn. Als der Mönch nun dort war, wurde er aufgenommen wie ein großer Herr; Mutter Hiddn bat tausendmal um Entschuldigung und ließ auftragen, was das Haus vermochte, aber nicht aus Verehrung für den frommen Mann, nein nur deshalb, weil sie dasselbe Geschenk zu er-



halten wünschte, welches Mutter Hiddn bekommen hatte. Doch der Mönch schien diese Absicht nicht zu bemerken, sondern sagte ebenfalls, als er fortging: „Gott vergelt's dir und segne dir zum Lohne das erste Werk, das du heute vornehmen wirst, reichlich.“

Wer war jetzt froher als Mutter Hiddn. Zum Geldkasten lief sie, um die harten Taler aufzuzählen und dadurch ein

ganzes Haus voll Silber zu erlangen. Aber gerade, als sie aufschließen wollte, brüllte die Kuh im Stalle nach Wasser.

„Halt“, sprach sie, „die soll mich durch ihr Muehen bei meiner Arbeit nicht stören, der werde ich erst schnell einen Spann (Eimer) Wasser zu saufen geben.“ Damit lief sie zum Sood (Brunnen) und füllte; aber als der Eimer voll war, konnte sie nicht aufhören, sie mußte schöpfen und schöpfen, bis sie alles Land um sich her voll Wasser geschöpft hatte und an seine Stelle ein großer, mächtiger See trat.

Erst dann hatte sie Ruhe; doch all ihr Ackerland war nun dahin und lag auf dem Grunde des Wassers, welches nach ihr bis auf den heutigen Tag Hiddensee heißt. Mutter Hiddin starb arm und verachtet, aber Mutter Bidden blieb reich und geehrt ihr Leben lang, und nach ihrem Namen wurde das Dorf, wo sie wohnte, Witte genannt.

30. Die Hirtin vom Rugard

Am Abhang eines Hohlweges nahe beim Rugard liegt ein Stein, in den ein Peitschenschlag und die Fußspur eines Mädchens eingedrückt sein soll. Ein Höfsling der Fürstenburg traf einst eine schöne Hirtin an, die ihre Herde in der Einsamkeit nahe beim Rugard weidete. Das Mädchen mußte vor ihm fliehen. Als sie eben über den Hohlweg auf einen gegenüberliegenden Stein springen wollte, rief ihr der nahe Verfolger zu: „So wenig sich die Spur deines Fußes auf dem Stein eindrücken und so wenig du mit deiner Peitsche eine Vertiefung in den Stein hauen kannst, so wenig wirst du mir entkommen.“ Das Mädchen sprang, hieb im Sprunge mit der Peitsche auf den Stein, und siehe, die Spuren ihres Fußes und des Peitschenschlages wurden sichtbar, und sie selbst war gerettet.

Andere erzählen fast entgegengesetzt: Am Rugard habe

täglich ein junges schönes Schäfermädchen ihre Herde ge-
weidet, das sei auf Gottes Erdboden so verlassen gewesen,
daß sie auf der ganzen Welt keine treue Seele gehabt habe
außer ihrem klugen Schäferhund. Bald aber fand sich ein



junger und reicher Ritter ein, verliebte sich in sie und wollte
sie freien. Sie meinte, er habe sie zum besten, allein er wollte
sich nicht abweisen lassen. Endlich sprach sie: „Ein Zeichen
muß über unser Schicksal das erste und letzte Urteil fällen“,
und ließ sich versprechen, daß er es in jedem Falle durch die

Lat anerkennen wolle. Da sprach das Mädchen weiter: „Wenn ich an die Redlichkeit eurer Absichten glauben soll, Herr Ritter, so müssen mein Fußtapfen und die Pfoten meines Hundes sich als Merkmal und Zeuge für immer in diesen Stein eindrücken.“ Damit sprang sie auf den Stein und der treue Schäferhund sprang ihr ungerufen nach. Aber das alles begleitete der Ritter mit so heißen und treuen Gedanken, daß von Stund an das verlangte Zeichen auf dem Stein zu sehen war und noch heute von der zwischen dem Ritter und dem Schäfermädchen abgeschlossenen glücklichen Ehe Zeugnis ablegt.

31. Putbus

Zu der Zeit, als die Insel Rügen noch ihre eigenen Fürsten hatte, lebte ein jüngerer Prinz des fürstlichen Hauses, der von seinem Vater, dem regierenden Herrn, den südöstlichen Teil der Insel, die Kirchspiele Bilmnis und Lancken, zum Besitze erhielt. Als der in seine neue Besetzung einzog, da bereifte er sie zuerst, um eine passende Stelle zu finden, an der er seine Burg anlegen könnte. Lange suchte er vergeblich. Zuletzt kam er an den mit Buschwerk bedeckten Berg, der die Bustrernitz heißt; allda gefiel es ihm so gut, daß er plötzlich ausrief: Po de Buß, d. h. hinter dem Busch, anzeigend, daß an dieser Stelle die neue Burg gebaut werden sollte. So ward denn an demselben Orte die neue Fürstenwohnung erbaut, die von jenem Ausrufe den Namen erhielt und auch bald ihrem Besitzer und seinen Nachkommen den Namen Putbus gab, den Schloß und Familie noch jetzt führen.

32. Der Königsstuhl

Die höchste Spitze des Vorgebirges Stubbenkammer auf der Insel Rügen heißt der Königsstuhl. Der Name ist daher

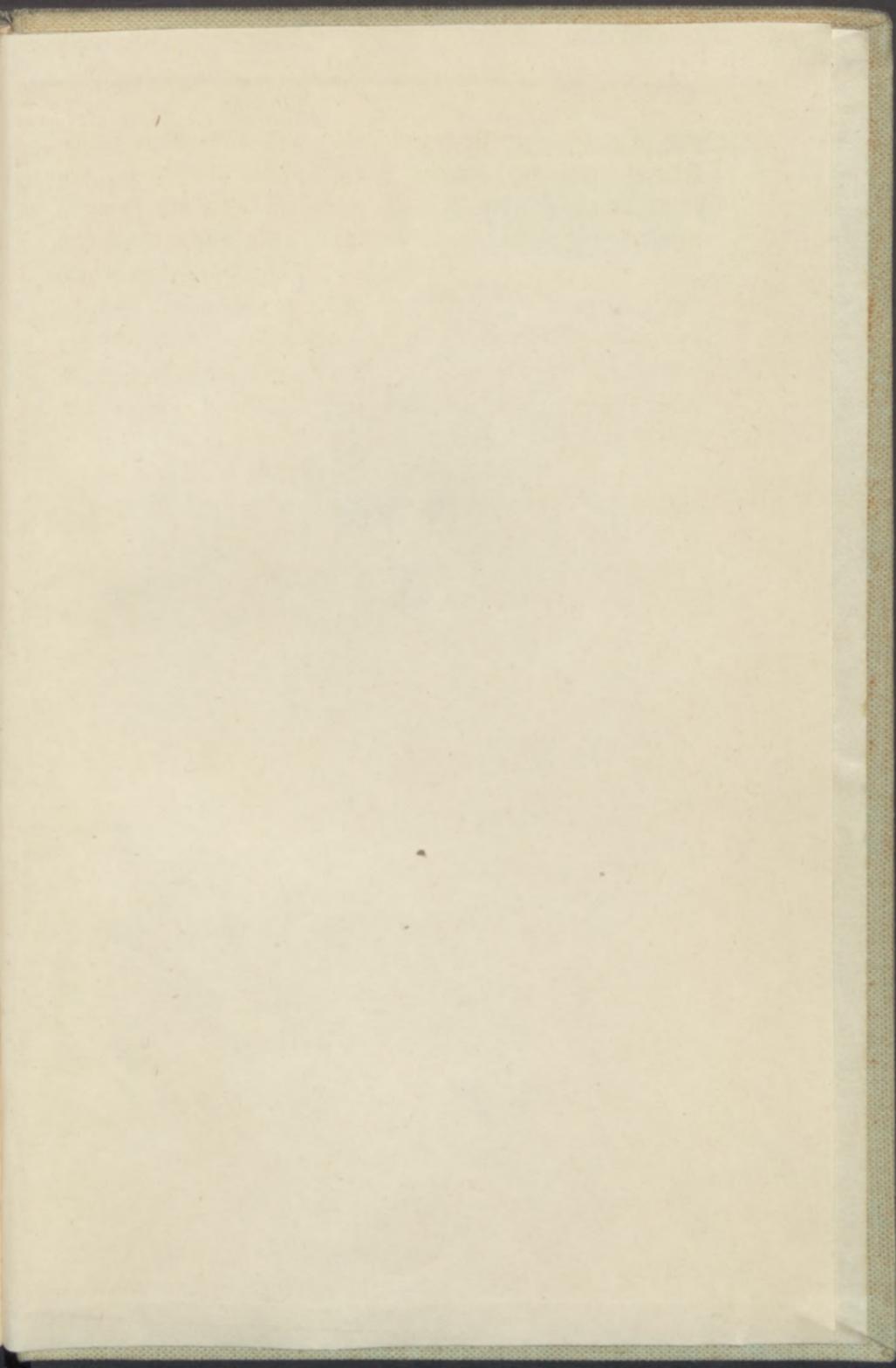
entstanden, daß hier in alten Zeiten den Königen der Insel gehuldigt worden ist. Sie haben dabei auf einem hohen, künstlich von Erde erbauten Stuhle gefessen. Man sagt, die Rügener hätten damals Könige selbst gewählt, sie hätten



aber nur den kühnsten genommen und zum Beweise der Tapferkeit verlangt, daß der König von der Uferseite her den Stuhl besteigen müsse. Das ist aber ein großes und schweres Stück Arbeit; denn der Kreidfels, auf dem sich der Königsstuhl befindet, ist nach der See hin mehrere hundert Fuß hoch und ganz jäh und schroff. Es geht auch noch eine alte Sage unter dem Volke, daß künftig einer, der von der Seeseite her den Königsstuhl ersteige, Herr des Landes werden solle.

In neueren Zeiten haben mehrere kühne Männer das Wagestück versucht, aber keinem hat es gelingen wollen. Am weitesten ist der Schiffer Paulsen von Bergen gekommen; allein ganz hat er nicht hinaufgelangen können. Nur von dem Könige Karl XII. von Schweden sagen einige Leute, daß es ihm geglückt sei, und daß er darauf oben auf der Spitze ganz ruhig sein Frühstück verzehrt habe.





Biblioteka Główna UMK



300050839132

nd A

I

605 78 +

Biblioteka Główna UMK



300050839132

12
108

82
83